

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

20.

Donnerstag, am 14. Mai 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Kleine Geschichten aus dem nordöstlichen
Thüringen.

Von

Wilhelm Künstler.

I. Der Ablass.

(Schluß.)

Stomann tanzte mit Henrietten, die Frau Pastor mit mir, und Zusmar — ja, auch er, der Pfarrer des Orts, tanzte einen langsamen Walzer mit, und zur großen Freude des alten Schurich tanzte er ihn mit dessen Gehälste.

Nur die Töchter des geistlichen Oberhirten nahmen nicht Theil an diesem Vergnügen. Sie thaten Beide ausnehmend zimperlich, die eine, als sie vom jungen Leicher, dem Schäfersohne, und die andere, als sie vom „Spasmacher“ engagirt werden sollte.

„Die Mutter steht's überhaupt nicht gern, wenn wir tanzen,“ sprach endlich die Aeltere, „und der

Vater erlaubt es uns in der Regel auch nur zu unserem Casino-Stiftungsballe. Wenn wir nun gar hier im Freien und ohne Aufsicht der Eltern tanzen wollten —“

Da machte des Schöppen Gottlob einen lustigen Seitensprung und holte sich, wie der junge Orgelspieler, eine Längerin aus den Reihen der Bauerndirnen.

„Stille! Stille! Die gnäd'ge Herrschaft kimmert!“ Diese Worte des Schulzen, der eben athemlos und mit ernster, gewichtiger Miene in die „Hütte“ gelaufen kam, ließ augenblicklich die Musik verstummen. Der Schulze Martin rannte lange geschäftig hin und her. Endlich postirte er den Spasmacher vor den Eingang der Laube, während er selbst sich mit der großen Schleifkanne ihm gegenüber stellte.

Die Herrschaft trat denn auch wirklich ein: der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr, sein Sohn (der Majoratserbe), seines verstorbenen Bruders Sohn (der Husarenleutnant) und seine beiden Fräulein Töchter. Die „gnäd'ge Frau“ war wegen Unpäßlichkeit zu Hause geblieben.

Der Gutsherr antwortete freundlich auf den Spruch des Spasmachers und war so herablassend, die große Schleifkante an den Mund zu setzen. Der Schulze verging darob fast vor Wonne. Nachdem er immer von Neuem wieder dem gnädigen Herrn für die hohe Ehre gedankt, sagte er es jedem der Bauern in die Ohren, wie er „im gnädigsten Respekt bei dem gnäd'gen Herrn seine Worte vorgebracht und wie der gnäd'ge Herr gehorsamst geruht, sich darüber zu freuen.“

Als der Tanz wieder begann, nahmen sowohl die „jungen Herrn“, als auch die beiden „Fräulein“ daran Theil.

Die Töchter des Superintendenten setzten sich nun auch auf die Bänke, wo die Dirnen in der Pause auszuruhen pflegten. Sie machten Beide recht lange Hälse und guckten und guckten; auch legten sie ihre schwarzseidnen Crispinen ab, — kurz, man sah es ihnen an, daß sie nun auch gern mit tanzen mochten. Aber — sie blieben sitzen.

Der junge Majoratsherr tanzte mit Schulmeisters Marthchen, der Husarenleutnant mit des Kirchenrendanten Tochter.

Diese war jetzt wunderbar schön. Wer sie auch mit dem schönen Gardisten hatte tanzen sehen, — jeder gestand, daß sie zu dem schönen Offizier noch besser passe. Wie glänzte jetzt ihr Auge, wie wogte ihr Busen! Sie flog am Arme ihres Tänzers nach dem Tacte der Musik dahin eine Freude strahlende Grazie. Sie tanzte mit Begeisterung.

Aber auch der Tanz des Husarenleutnants war voller Seele. Wenn man den jungen Mann mit dem sprechenden Auge, das eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Henriette's darbot, verfolgte, so mußte man schon von der Leichtigkeit und Anmuth seiner Bewegungen entzückt werden. Und nun der Ausdruck seines Gesichts! Jede Miene ist ein Zeugniß seiner Seligkeit. Eben führt er seine Tänzerin wie im Triumphe nach der Bank zurück; seine sonst schon etwas stolze Haltung steigert sich zur Würde, und der Blick, mit dem er die Menge überfliegt, scheint uns sagen zu wollen: „So nur muß man mit diesem Mädchen tanzen!“

Armer Stomann! Armer Christel!

Was in dem Innern meines Holsteiners vorging, verrieth mir das Zucken in dessen Mundwinkeln und seine roth unterlaufenen Augen.

Der Gardist, mit dem Rücken an's Orchester gelehnt, stand da ein Bild des tiefsten Schmerzes. Sein Körper schien mit einem Male alle Spannkraft verloren zu haben. Derselbe junge Mann, der noch heute Morgen in holder Frische und seligen Blickes auf dem Kirchberge stand, jetzt war er matt, weich, ja ich sah in seinem Auge eine Thräne glänzen.

Stomann trat zu mir heran. Es lag etwas Furchtbares in seinem Wesen. Er hatte die rechte Hand zur Faust geballt, seine Stirnader war mächtig angeschwollen, er athmete tief. Ja er stand mit seinem bleichen Gesichte da furchtbar schön wie der Engel des Zorns.

„Bruder,“ sagte er mit hohler zitternder Stimme, „wie hab' ich heute Morgen dem guten Gardisten Unrecht gethan! Aber dieser Leutnant, — Gott, ich vergehe vor Wuth. Sag' nun, was Du willst, diesen Paradehelden muß ich züchtigen; ich schieße mich mit ihm — und einer von uns muß fallen!“

Ich war eben noch damit beschäftigt, meinen eifersüchtigen Brausekopf wieder zur Besonnenheit zu bringen, als die Frau des Kirchenrendanten, die nach jenem langsamen Walzer sofort nach Hause gegangen war, eben wieder in die „Hütte“ trat. Da gewahrte sie ihre Tochter am Arme des Leutnants. Ich sah, wie dabei eine Todtenblässe ihr Gesicht überzog. Eine furchtbare Angst schien sie plötzlich überfallen zu haben. Ihre Züge waren entstellt, sie zitterte und wankte. Aber dieser Zustand währte nicht lange. Die Frau, welche der Pastor mit zu den „starken Geistern“ zu rechnen pflegte, sammelte sich bald, und nach ein paar Minuten war die an ihr gewohnte Entschlossenheit auf ihrem Gesichte wieder zu lesen. Mit festem Schritt trat sie an ihre Tochter heran und mit einer eifigen Kälte, aber mit aller ihr zu Gebote stehenden Entschiedenheit sagte sie zu ihr: „Du unterstehst Dich nicht wieder mit dem Offizier zu tanzen!“

Jetzt begann ein neuer Tanz. Bruno, der Husarenleutnant, nahte sich mit gewohnter Zuversicht seiner vorigen Tänzerin. Aber sein ro-

mantisches, dabei eine stille Frivolität verrathendes Wesen verlor sich plötzlich und machte einer gewissen Niedergeschlagenheit Platz, als sein Blick die strengen, eifigen Züge Hann-Susens traf. Doch war er nicht der Mann, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er neigte sich würdevoll gegen Henriette und brachte in wohlgesetzter Rede, wiewohl etwas befangen, seine Bitte vor. Aber er hatte damit noch nicht geendigt, als die Frau des alten Kirchenrendanten ihm trocken erklärte: „Meine Tochter wird nicht tanzen“, und als er bescheiden, ja fast ängstlich nach der Ursache dieses Entschlusses zu fragen wagte, antwortete sie noch frostiger als vorher: „Weil wir eben nach Hause gehen.“

Mit diesen Worten erhob sie sich, einen strengen Blick auf Henrietten richtend, — und im Nu hatten Mutter und Tochter den Plan verlassen.

Der alte Kirchenrendant, der Beiden besorgt nacheilte, kehrte bald wieder zurück, uns die Nachricht mitbringend, daß seine Tochter etwas unpaß geworden sei, daß aber bei ihr, wie wir ja von gestern Abend her wußten, eine solche „Laune“ schnell vorübergehe und sie jedenfalls Abends am Tanz wieder Theil nehmen würde.

In seinem Hause kam es unterdessen zu ernstesten Austritten.

Unterwegs hatte Hann-Suse kein Wort gesprochen. Auf dem Gute angelangt, führte sie ihre Tochter in die „Büchertube“, die sie hinter sich verschloß. Dann blickte sie ihre Tochter lange und scharf in's Auge. Diese stand da, als wenn sie eben den Tod erleiden sollte, gesenkten Hauptes, bleich, zitternd.

„Habe ich,“ sprach endlich die Mutter in einem herzzerreißenden Tone, „Dich nicht seit Deinem vierzehnten Jahre fast täglich beschworen, die vom Schlosse und vor Allen Bruno'n zu fliehen wie die Sünde?!“

„Das hast Du, gute Mutter,“ entgegnete demüthig Henriette, „aber ich habe Dich immer nur vergebens nach der Ursache dieses Gebotes gefragt.“

„Habe ich Dir nicht ferner es zur heiligen Pflicht gemacht, jedes Wort, was dieser leichtsinnige Mensch je zu Dir sprechen würde, mir sofort wieder zu sagen?!“

Keine Antwort.

„Habe ich Dir nicht ausdrücklich noch verboten, augenblicklich jeden Tanz zu verlassen, sobald Bruno dabei erscheinen sollte?! — Hätte es nicht bestimmt geheißen, daß er zum diesjährigen Ablass auf keinen Fall nach Kaufensstedt kommen würde, — beim allwissenden Gotte, Du hättest heute den Plan nicht betreten dürfen! — Henriette! Henriette! Solche Junker sagen Mädchen, wie Du, wohl süße Schmeicheleien, pflanzen ihnen wohl auch Maien vor's Haus, schreiben“ — und hierbei schien sie mit den Augen ihre Tochter durchbohren zu wollen — „schreiben ihnen wohl gar zärtliche Briefe, aber sie bezwecken damit nur Euer Verderben! — Drum, meine Tochter, sei keine eitle Thörin, damit nicht eine arge Sünderin aus Dir werde, eine Verworfene, die nach einem Leben voller Schmach ein schrecklicher Tod der ewigen Verdammniß übergiebt!“

Nach diesen Worten, die grauenhaft wie die Stimme eines Geistes klangen, wischte sich die Frau des alten Kirchenrendanten den kalten Angstschweiß von der Stirn.

Henriette kämpfte lange mit sich selbst. Endlich warf sie sich ihrer Mutter zu Füßen.

„Mutter,“ sagte sie und ein Strom von Thränen entquoll ihren großen schönen Augen, „liebe Mutter, ja ich will endlich Vertrauen zu Dir haben. Ach Gott, daß ich es nicht früher gekonnt; aber vergieb mir, es war mir nicht möglich. — Wie oft wollt' ich mich Dir an die Brust werfen und Dir mein Herz ausschütten; aber wenn ich Dich dann sah mit Deinen strengen Mienen, die mich schon im Voraus für schuldig erklärten, mit Deinen kalten Blicken, die mich nur beobachteten, um mich zu strafen, — Mutter, vergieb mir, ich konnte es dann nicht über mich gewinnen. Ja, ich liebe Bruno'n, diesen edlen Jüngling, der —“

Ein furchtbarer Nothschrei der Verzweiflung, den hierbei die Mutter ausstieß, schien dieser das Herz zerrissen zu haben. Ihre Gesichtsmuskeln zuckten wie im Krampf, ihre Augen schlossen sich, sie sank bewegungslos auf's Kanapee. Doch ihre starke Natur brachte sie bald wieder zum Bewußtsein.

„Weiter! Weiter!“ sprach sie mit hohler Stimme.

„Ja, ich liebe Bruno'n, diesen edlen Jüngling,“ wiederholte Henriette und fuhr dann fort: „der nur einmal und zwar aus unbegrenzter Liebe zu mir gefehlt hat. Aber wie Unrecht thust Du ihm, Mutter, wenn Du ihn beschuldigst, mich der Schande preisgeben zu wollen. Was er am Osterfeste im Schützenhose mir feierlichst zugeschworen, das hat er mir gestern in seinem Briefe, in welchem er mich von seiner Ankunft in Kenntniß setzt, nochmals wiederholt, er will, — ja Mutter, er will mich nächstens ehelichen.“

Henriette schleppte sich auf den Knien zu ihrer Mutter. Diese lag wieder wie vorhin bewegungslos in der Ecke des Kanapees. Ihre Seufzer waren schwer; sie kamen Henrietten vor, wie das Röcheln einer Sterbenden.

„Gnade! Gnade!“ flehte die Tochter unaufhörlich; aber die Mutter, die Linke auf ihre Augen gelegt und mit der Rechten hastig die schöne junge Sünderin von sich abwehrend, hatte für diese nur noch die Worte:

„Weiche von mir, Du Unglückselige!“

Während dies im Hause des alten Kirchenrendanten vorging, saß dieser selbst vergnügt wie vorher vor der Tanzlaube. Konnte er auch nicht mehr mit Wohlgefallen nach seiner Tochter schießen, wie vorhin, wenn sie eben „eins 'rum machte“, so freute er sich doch ihrer jetzt in anderer Weise. Der lustige Jakob hatte sich nämlich zu ihm an den Tisch gesetzt und seinen Discours, der jenen schon immer ergötzte, sogleich mit einer Lobrede auf Henrietten begonnen. Er mußte etwas Besonderes damit bezwecken, denn er guckte von Zeit zu Zeit recht pffiffig und schelmisch auf Hanns-Susens Mann, gleich als wollt' er sagen: „Na, Alter, merkst Du immer noch nichts!“ Aber es schien ihm zu dieser Frage noch die rechte Courage zu fehlen, obwohl er, wie sein Nachbar, dem vierunddreißiger Nothen bereits wacker zu Leibe gegangen war.

Da fragte endlich Schurich:

„Awwer, Gevatter, sack m'r nur in aller Wäst, worum schwenkt denn sich Dei Christel niche? Mei Six, wenn erscht su ä Prachtborsche feiert, was sull'n denn da die Annern machen?“

„I,“ entgegnete der Schmied, „das kann ich D'r wuhl sahn: dadrane is' nischt anneres als

Deine Zumpfer Zette schuld; denn seit'n die heem gink, sticht ä da, als wenn 'n de Butter vu'm Brude gefall'n wär.“

„Hm, hm,“ sagte schmunzelnd der alte Kirchenrendant hierauf, „'s is' m'r ohch schon su vorgekomm'n, als wenn 'r ä Ohge uf se gewur-fen hätte. Na, Dei Christel is' ä braver Borsche, das muß m'r sahn. Awwer worum gieht ä denn nich' bei se?“

Jetzt rückte Christel's Vater mit der Sprache heraus. Er sagte dem Kirchenrendanten, daß sein Sohn schon seit Jahren in die schöne Zette „vernarrt“ sei und daß er auch bereits vor seinem Eintritt in's Militair bei ihr „auf die Heirath habe gehen wollen“, daß er aber damals es gefühlt, wie er in der „Conduite und Lebensart“ diesem „Bligmädel“ noch nachstehe, und er sich daher vorgenommen, Alles zu thun, um ein „gewürfelter Bursche“ zu werden. Er habe daher in Berlin fleißig die Soldatenschulen benützt, viele Bücher gelesen, auch Gesellen- und Gewerbevereine besucht, und überhaupt keine Gelegenheit versäumt, etwas Tüchtiges zu lernen, damit er Zetten nicht unwerth erscheine.

„Und,“ setzte er hinzu, „'s is' mei Junge un' eegen Lob stinkt, — awwer, Gevatter, ich hawwe seine Atteste gesähn un' streich'n mei Six nich' zu sehre 'raus, wenn ich D'r sahe, daß ä Murbäkerl aus 'n gewor'n is'. Siehst'e, da hat ä D'r ännere Zeichnung gemacht vun ännere Dampfmaschine, mei Seel', als wenn se leibt un läbt. Malen kann ä D'r, wie gedruckt. Hä hat ännere Menge vun sulchen Schnurrpfeifereien met. Ohch is' 'm vun sein'm Deberschren ä großer Schreibe-brief geschickt, weil ä an ännere Kanone su was Neues 'rausgedrechselt hat. Hä selber hat ohch müssen met den Präcepter in d'r Suldatenschule machen un' ohch beim Baden hat ä müssen die Annern an d'e Leine nehm'n. Un su ä Bligkerl! Du hun se *) selt draußen sulche Stangen un Balken, woran d'e Suldaten un d'e Studenten rutschen, hängen un zappeln müssen — ohch da is' ä ä Matador gewest; denn hä hat da weder ä annere Bettel, woruf sticht, daß se 'n zum

*) Da haben sie.

Vortorner machen. Vortorner heißen sie, ver-
stiehest mich, die Sapperlotersch draußen, von
dän de Annern es abfäbn müssen, wie m'r seine
Knochen manierlich ufhängen kann. Na, das is'
unger uns gefahrt. Siehst D'e, Gevatter, wenn
nu Christel im Herbstes loß kimmet, da dacht ich
ihm denn die Schmiede zu gähm — die Schen-
kerei behalt ich, die sticht ihm su nich an — un
wenn Du nu nischt derwedder hast un Deine Hann-
Suse ohch nich — na, da könn'n unsre Ringer
sich dann heirathen."

Der alte Kirchenrendant, der bei jedem neuen
Lobe, das der lustige Jakob auf Christeln ange-
stimmt, bejahend mit dem Kopfe genickt, zog jetzt
eine neue Flasche aus seinem Vorrathskorbe her-
vor und schmunzelnd die Gläser füllend sagte er:

"Daraus werd nischt, Gevatter; ich meene:
met d'r Schmiede. Arwer met d'r Heirath sull's
'was wär'n. Hier meine Hand: Dei Christel
kriegt meine Zette. Arwer um wedder uf d'e
Schmiede zu kumm'n, die kannst De behah'n.
Vor wen harwe ich denn mei Gut? Christel
werd je mit vier Braunen fert'g wär'n, — hä
is' je Kavalleriste. Un ä Bischen von d'r Werth-
schaft verstiecht ä ohch. Das Annere sull hä schone
lern'n. Bei m'r wohnen müssen arwer d'e jun-
gen Leute. — Trink, Gevatter, m'r wull'n uns
halbe usmachen. Wenn d'e Bulle leer is', ziehn
m'r met Christeln bei mich un machen die Sache
met Hann-Susen un Zetten feste. Dernachende *)
könn'n d'e Brautleute wedder hergiehn un gleich
ihr Verlöbniß feiern."

Ja, der lustige Jakob sprach wahr: Christel
hatte während seiner Soldatenzeit ungeheure Fort-
schritte in seiner Bildung gemacht. Zwar galt
er auch schon früher für einen „feinen Burschen“,
denn er wußte vom „gehörnten Slegfried“, von
der „Genoseva“ und von der „schönen Melusine“
zu erzählen, wie irgend einer, und im Tobeln und
Tanzen kam ihm schon damals kein Kaufenstedter
nach. Noch mehr stieg unter diesen sein Ansehn,
als er von der Wanderschaft heimkehrte und Abends
„auf der Bank“ berichtete, was er „im Reiche
draußen“ und sonst in der weiten Welt Alles ge-

*) Nachher.

sehen hatte. Da sprach man im Dorfe Wochen
lang von den armen Webern in „der Schlesin-
gen“, die verhungern müssen, von den „dummen
Stockböhmern“, die nur ihren Nepomuk und sonst
nicht einmal Deutsch kennen, von den J-Bayern,
die zeitlebens im Kloster oder im Bierkeller und
nach dem Tode in der Walhalla sitzen, von der
Monarchie Liechtenstein-Vaduz, die nicht größer
als Kaufenstedt, und von den sonderbaren Schwei-
zern, die sogar ohne Fürsten leben können. Aber
Christeln war es bald klar geworden, daß all sein
Wissen der schönen Zette gegenüber noch keines-
wegs ausreichte. Er nahm sich daher vor, als
Freiwilliger unter die Artillerie zu gehen, weil
er gehört hatte, daß hier Offiziere wie Gemeine
immer fort lernen müßten, und zwar etwas Bes-
seres, als Parade marschiren und den Bart wischen.

Als er zu diesem Zwecke aus Kaufenstedt wan-
derte und von der Waldhöhe über der Unstrut
noch einmal sein Auge auf dem Gute des alten
Kirchenrendanten ruhen ließ, sagte er zu sich sel-
ber wie im Gelübde: So Gott will, Henriette,
soll aus mir der Mann werden, der mit gutem
Gewissen zu Dir sagen kann: „Sei mein!“ —
Jetzt bin ich der noch nicht, denn ich fühle, Dein
Geist überragt noch den meinigen. Und dies kann,
so meine ich, nicht das Rechte sein zwischen Mann
und Weib. Aber es soll anders werden. Bis
dahin nehme Dich Gott in seinen heiligen Schutz!

Christel's Verhalten als Soldat war muster-
haft, und als sein Hauptmann, ein Bürgerlicher,
deren es unter den Offizieren der Artillerie merk-
würdiger Weise mehr als bei andern Waffengat-
tungen giebt, die Kernbegierde seines schönen und
ehrlichen Rekruten bemerkte, nahm er sich dessel-
ben freundlichst an. Nach dem Exercieren sah
man unsern jungen Soldaten gewöhnlich hinter
den Büchern sitzen. Wirthshäuser besuchte er gar
nicht, desto mehr aber das Theater. Wenn ihn
Anfangs seine Kameraden über sein Stilleben
neckten, so lächelte er statt aller Antwort und
dachte bei sich: „Ich vergebe es Euch gern, denn
Ihr kennt nicht den Ehrenpreis, nach welchem ich
ringe,“ und als er einmal die vielen Tage recht
wehmüthig überzählte, die er entfernt von seiner
Henriette noch zubringen mußte, und in seiner
Traurigkeit die Bibel, eine Mitgabe seiner from-

men Mutter, aufschlug, sprach er sich selber wieder Muth ein mit den Worten:

„Musste doch Jakob vierzehn Jahre um Rahel freien!“ —

Die letzte Flasche des alten Kirchenrendanten war geleert. Der lustige Jakob ging nun geheimnißvoll auf seinen Sohn zu, mit dem Slomann sich eben unterhielt. Man kann leicht denken, was der Vater dem Sohne in's Ohr flüsterte; denn Christel zeigte in seiner Haltung plötzlich wieder die frühere Spannkraft des Körpers, seine Wangen rötheten sich, sein Auge glänzte. Er mochte ein ähnliches Gefühl haben, wie das eines Feldherrn, der im Augenblicke, wo er die Schlacht verloren giebt, die Kunde seines Sieges erhält.

Die beiden Alten und Christel verließen den Plan.

Hier aber „munkelten“ die jungen Leute bereits davon, daß sie noch heute Abend ein neues Brautpaar würden tanzen sehen. Der lustige Jakob hatte es nämlich in der Freude seines Herzens nicht über sich gewinnen können, seinen Discours mit dem alten Kirchenrendanten seinem Lenchen zu verschweigen. Dieses muntere Kind erzählte es unter dem Siegel der Verschwiegenheit Schulmeisters Martha'n, die es wieder des Schöppen Hanne-Marien vertraute, und diese jener und die wieder einer andern. Ja selbst den Burschen war der Grund von Jakobs Seligkeit bald kein Geheimniß mehr, und der Spasmacher leimte sich bereits in Gedanken eine Rede zusammen, die er Christeln und Henrietten bei ihrer Wiederkehr zu halten gedachte und „die“ — wie er mit komischem Selbstgefühl zu seinen Kameraden sagte — „uns ohch ä gut Fäßchen abwerfen sull!“

Lenchens „Bapelei“ hatte unstreitig zur allgemeinen Fröhlichkeit beigetragen. Selbst der blödsinnige Sohn des Gemeindefchäfers, der „dumme Hans“, wurde zuletzt erregt, denn er schlug vor Freude über das „gute Fäßchen“ seine derben Fäuste fortwährend auf die Kniee, dabei einmal über das andere grinsend ausrufend: „Hi, hi, Zettchen's Fäßchen!“

Nur Slomann blieb verstimmt wie vorher. Desto mehr sah man den Seminaristen die Ablassfreude an. Da war kein Tanz, den sie ausgesetzt, keine Dirne, der sie nicht was Schönes

gesagt, kein Bauer, dem sie den Ehrentrunck abgeschlagen hätten. Ich weiß nicht, wie diese jungen Pädagogen daheim von ihrem „Doctor“ gehalten werden; aber die Gast, mit der sie hier tanzten, hübschten, tranken — stempelte sie zu Leuten, von denen man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt: „Die sind heute einmal losgelassen worden!“ — Seht da unsern Hauptbassisten, wie er eben seine Tänzerin nach der Bank zurückgeführt hat, dann von dem Wundarzt aus dem nächsten Städtchen schnell eine Priese nimmt, sich gleich darauf eine Cigarre anzündet und dann mit ein paar Sägen an den reich besetzten Tisch seines Wirthes, des Schöppen Bachmann eilt! Seht, wie der hohe Tenor, Jänicke, der in der Mühle einquartirt worden, siegsbewußt vor der Tochter des alten Beyer steht; ja sehet, wie sogar das „Präparantchen“ wild seinen Nutscher tanzt und unmittelbar darauf ein halbes Bierglas Landwein mit einem Zuge „vertilgen“ kann. Aber vor Allem sehet den schwarzen Lockenkopf! Beherzt, wie wir ihn kennen, tritt er eben vor die zweite Tochter des Majorats Herrn, sich ehrerbietig verneigend und mit einem gewissen Schwunge die Rechte ausstreckend. Was, will er gar mit einem adligen Fräulein tanzen? Ei wohl! Seht, wie er unter dem Geschmetter der Posaunen dahinfliegt mit der ahnenreichen Kunigunde von Hainburg, er, der Sohn eines Zimmergesellen aus der unbedeutenden Stadt Mansfeld, er, der künftige armselige Präceptor! Seht, wie er zierlich den Kopf wendet, wie er holdselig lächelt, wie ritterlich-anmuthig er das niedergefallene Taschentuch seiner ätherischen Dame von der Erde hebt — und nun sage noch Einer, daß unsere jungen Lehrer schüchtern, gedrückt, unbeholfen sind! —

Ein kleiner Bube meldete, daß der lustige Jakob der Tanzhütte zuschreite. Der Spasmacher wiederholte sich schnell noch einmal seine Rede, dann stellte er sich an das Ablassbier. Lenchen aber, schnell in Allem, was sie that, flog mit dem Uberspringen ihrer lebhaften Natur ihrem Vater entgegen, schon von Weitem ihm zureufend:

„Nun, Väterchen, kommt das Brautpaar bald?“

Dem guten Mädchen war in der Eile das Aussehen ihres Vaters nicht aufgefallen. Dieser Mann, dem sonst eine Fröhlichkeit sonder Gleichen

aus den braunen gutmüthigen Augen sah, der lustige Jakob war wie vernichtet; er zitterte und sein sonst so beredter Mund, aus dem täglich ein Strom toller Schnurren sich ergoß, hatte keine Antwort auf Lenchens Frage.

Fast Alles, was auf dem Plane fröhlich gewesen war, kam jetzt zum Vater des Bräutigams, auch selbst Slomann; aber der Schmied schwieg noch immer. — War seinem Sohne etwas zugestoßen? Dieser sprengte so eben ohne Kopfbedeckung auf einem wilden Renner nach der Landstraße, die nach der nächsten großen Stadt führt.

Endlich trat unser Insmar an Jakob heran, und dessen Hand fassend und ihm theilnehmend in's Auge schauend, frug er mit seiner weichen, herzugewinnenden Stimme:

„Lieber Jakob, es ist Euch doch kein Unglück widerfahren?“

Keine Antwort.

„Euer Sohn? — So eben sahen wir ihn dorthin jagen, — und wo ist Eure zukünftige Schwiegertochter, Henriette?“

Da that der alte Mann einen tiefen, tiefen Athemzug, senkte seinen Kopf und sagte mit gedämpfter Stimme und in Thränen ausbrechend:

„Unser schönes Zettchen ist todt!“

„Todt?!“ frugen alle Umstehenden.

„Nicht möglich! Nein, nein und abermals nein!“ rief Slomann und seine Augen bligten wild zum Himmel empor, gleich als wollte er das Schicksal ob dieses Opfers vor die Schranken fordern.

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich,“ entgegnete ihm Marthchen's Mutter, „und die reiche Schulzin setzte hinzu:

„Wir Alten müssen und die Jungen können sterben.“

Mit der Fröhlichkeit auf dem Plane war es natürlich nun vorbei. Die Worte des alten Jakob hatten Jedermann erschüttert. Die Dirnen weinten und jammerten, vor Allen Magdalene, deren Schluchzen man noch immer hören konnte, als sie mit ihrem alten Vater bereits eine ziemliche Strecke des Weges nach dem Trauerhause zurückgelegt hatte.

Dorthin begaben sich auch noch viele Andere.

Der alte Wundarzt, ein ehemaliger Feldscher, war schon vorher in den Hof des Kirchenrendanten geeilt, Wiederbelebungsversuche mit Henrietten anzustellen.

Nach und nach verlief sich auch die Dorfjugend, und dieser Abend, der seit Jahrhunderten auf dem Plane von Kaufenstedt immer geräuschvoll gefeiert worden, ging heute in trauriger Stille dort vorüber. —

Slomann warf sich unausgekleidet auf's Bett. An einen Schlaf war bei einer Natur wie er nicht zu denken. Er phantastirte fast die ganze Nacht hindurch. Aber wie verschieden waren seine Phantasieen von denen in jener Nacht, wo er mir zurief: „Thüringen scheint mein Paradies werden zu wollen!“ —

Die Versuche des alten halbblinden Wundarztes hatten nicht den erwünschten Erfolg gehabt: Henriette war und blieb eine Leiche. Der Doctor, welchen Christel aus der „Stadt“ herbeigeholt hatte, bestätigte die Aussage seines Collegen, daß des Kirchenrendanten Tochter „am Schlagflusse“ gestorben sei. —

Am andern Tage ging auch ich, die schöne Henriette auf dem Paradebette zu sehen, in's Trauerhaus.

Die Todte lag da wie eine schlummernde Braut. Sie war bekleidet mit einem langen weißen Gewande, das sich oben dicht unter dem Kinn in einem eng anliegenden Kragen endigte. Auf ihrem Herzen prangte eine Rose, das letzte Liebeszeichen Christels; auf dem Haupte trug sie den schönen Schmuck der Jungfräulichkeit, einen frischen Myrthenkranz, den Lenchen und Marthchen ihr eben aufgesetzt hatten. Diese beiden Mädchen kamen mir vor wie zwei Engel, die die Verbliebene in den Himmel geleiten sollten.

Zu Häupten des Sarges saß Henriette's Mutter. Diese Frau hatte während der einen Nacht um viele Jahre gealtert. Ihre Wangen waren tief eingesunken, ihre großen Augen ohne Glanz, ohne Leben, aber auch ohne Thränen. Es schien, als ob sie um das Leben ihres einzigen Kindes mit dem Tode selbst einen furchtbaren Kampf gekämpft hätte, in Folge dessen ihr nicht einmal Kraft zur Klage geblieben. Ihr unheimlicher Zug um den Mund wurde nicht mehr, wie früher,

durch die Beimischung der Schwermuth gemildert; er hatte jetzt nur den Ausdruck des Schrecklichen.

Der alte Kirchenrendant aber ließ seine Klage laut werden in herzerreißenden Worten.

Das Trauerhaus füllte sich immer mehr. Unter den Eintretenden befanden sich auch Slomann und Christel. Beide, tief erschüttert, blickten lange und schweigend auf die schöne Todte. Wie groß aber auch der Schmerz meines Holsteiners sein mochte, der des Gardisten war gewiß größer. Ich konnte es deutlich in den Mienen dieses jungen Mannes lesen: in Henrietten war ihm der Lenz seines Lebens gestorben, und als er nun zum letzten Male sein Auge auf die geliebte Todte richtete, da war mir's, als ob ich seine Seele sprechen hörte:

„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut',
Dich werd' ich lieben in Ewigkeit!“

Es war dies auch ein Lied ohne Worte.

Als Henriette begraben wurde, erwies ihr fast die ganze Bevölkerung von Kaufstedt „die letzte Ehre“, auch der „dumme Hans“, und es machte einen schauerlichen Eindruck, diesen blödsinnigen Menschen neben dem Sarge hergehen zu sehen und zu hören, wie er, indem er grinsend auf diesen hinwies, einmal über das andere vor sich hermurmelte: „Hi, hi, Zettchens Häßchen.“

Am Grabe sang der Schulmeister mit den Seminaristen den Grabgesang aus Wilhelm Tell:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen.“

Hierauf hielt der Pastor eine ergreifende Trauerrede, worin er besonders hervorhob, daß die Verstorbene wieder zum Vater zurückkehre, wie sie von ihm ausgegangen: rein und unschuldig.

Noch denselben Abend reiste Slomann nach seiner Heimath ab. — —

Auszug aus einem Briefe Jusmar's
an Slomann.

(Vier Wochen nach Henriette's Tode.)

— — — Vorgestern ist nun auch die Frau des alten Kirchenrendanten gestorben. Auch Du wirst sagen, aus Gram über den Tod ihres einzigen Kindes, der schönen Henriette. Gott, wenn dem doch so wäre! — Als ich vorgestern eben im Begriff bin, der Kranken das heilige Abendmahl zu reichen, wie sie es ausdrücklich verlangt hatte, bat sie ihren Mann, so wie den bei solchen Gelegenheiten mit anwesenden Schulmeister, uns auf einige Minuten zu verlassen. Nachdem wir Beide allein, frug sie mich mit einer bei ihr ungewöhnlich weichen Stimme:

„Guter Herr Pastor, ist dem aber auch wirklich so, wie Sie das letzte Mal hier versicherten, daß selbst der eigentliche Verbrecher noch auf die Gnade Gottes hoffen könne?“

Ich bemerkte ihr hierauf, daß der Vater im Himmel, so wie er schon hier seine Sonne über Gute und Böse scheinen lasse, auch droben kein's seiner Kinder, das bußfertig, verstoßen werde, und daß, obwohl wir Alle Sünder, doch gerade eine Christin, die einen Wandel geführt, wie sie, am allerwenigsten an der Barmherzigkeit Gottes zweifeln dürfe.

„O, ich beschwöre Sie, hören Sie endlich auf, meinen Wandel zu rühmen,“ entgegnete mir die Frau, „einen Wandel, der —; doch ehe ich Ihnen beichte, beantworten Sie mir erst ein Paar Fragen. — Darf eine Ehebrecherin Gnade bei Gott hoffen?“

„Der Erlöser spricht: Wer wirft den ersten Stein auf eine solche?“ war meine Antwort.

„Was aber,“ fuhr sie mit allen Zeichen einer tödtlichen Angst fort, „was fällt er für ein Urtheil über eine Kindesmörderin?“

Indem ich ihr meine Verwunderung über solche Fragen noch ausdrückte, unterbrach sie mich wieder.

„Nein,“ sagte sie mit der Gestalt einer Irren, „antworten Sie lieber jetzt nicht; erfahren Sie erst meinen Wandel! —

Erzogen von einer guten, aber für ihr einziges Kind zu sehr eingenommenen Mutter, ver-

lebte ich meine Jugend ganz anders als die übrigen Bauerdirnen. Feldarbeit durfte ich gar nicht verrichten; dagegen mußte ich fleißig nähen, sticken und die Bücher lesen, welche ich von Zeit zu Zeit von der gnädigen Frau zum Geschenk erhielt. Auch bekam ich Unterricht in der Musik, so wie im Brieffschreiben; ja, die Bonne auf dem Schlosse hat mir sogar ein paar französische Redensarten beibringen müssen.

Wenn meiner Mutter von dem Bruder meines Vaters wegen dieser Erziehung Vorstellungen gemacht wurden, was öfters geschah, so lautete gewöhnlich die Antwort: „Die alte Zigeunerin soll mir nicht umsonst Johannens Schicksal prophezeit haben.“ Diese alte Betrügerin hatte nämlich in meinem fünften Jahre, gerade bei einer Ablassfeier, meiner Mutter wahrgesagt, daß einst ein „gnäd'ger Herr“ um mich werben würde. Kein Wunder, daß ich endlich selbst anfing, mir etwas auf mein Wissen und auf meine Figur einzubilden und deshalb sowohl die Dirnen von Naufenstedt vernachlässigte, als auch verschiedene Heirathsanträge ehrenhafter Burschen stolz zurückwies. Ich befand mich nicht wohler als auf dem Schlosse. Hier fand ich keine, interessante Unterhaltung, hier wurde geschertzt, hier wurde muscirt, gelesen; hier — ja, ich will Ihnen ja beichten — hier fand ich vor Allem den Rittmeister Adelbert, den nun bereits verstorbenen Bruder unseres Gutsheerrn. So sehr mich der Rittmeister mit seiner Liebe aber auch bestürmte, und so sehr ich ihm auch selbst zugethan war, so glücklich behauptete ich doch gegen ihn meine Würde.

Familienverhältnisse hießen endlich Adelbert sich mit einer reichen Gräfin vermählen. Diese starb aber schon gleich nach der Geburt ihres ersten Kindes, des jezigen Husarenoffiziers Bruno. — Der junge Wittwer stellte mir bald darauf wieder eifrig nach. Ich wußte, daß er nimmermehr mich ehelichen werde, und um allen seinen fernern Versuchen zu entgehen, gab ich dem Kirchenrendanten Schurich meine Hand.

An meinem Trauungstage — am vorigen Ablass waren es gerade einundzwanzig Jahre — gelobte ich mir selbst, alle Pflichten gegen meinen Mann auf das Gewissenhafteste zu erfüllen; aber schon am Abend desselben Tages — ach, ich kann

es kaum über meine Lippen bringen — brach ich — die eheliche Treue! — Adelbert, möge Dir Gott Deine Sünde vergeben, wie ich sie Dir vergeben habe! — Wie es aber kam, daß ich, nachdem ich Jahre lang allen Künsten der Verführung widerstanden, gerade an dem Tage, wo ich vor Gott und Angesichts der Gemeinde das heiligste Gelübde des Weibes abgelegt, so tief fallen konnte, kann ich mir noch heute nicht erklären. Der Rittmeister wußte mich vom Plane weg- und in den Schloßpark zu locken, und der arme Schurich war furchtbar betrogen: Henriette ist die Tochter Adelberts!

Unmittelbar nach der Sünde wurde mir diese in ihrer ganzen Furchtbarkeit klar. Ich zerraupte mir das Haar, ich zerschlug mir die Brust — ich stand schon an der Unstrut, in deren Fluthen meinem erbärmlichen Dasein ein Ende zu machen!

Aber da gelang mir noch zur rechten Zeit ein Gebet. Ich dachte an das Schreckliche des Selbstmordes, einer Sünde, die nicht einmal einigermassen wieder gut gemacht werden kann. Ich gelobte Gott, meine Missethat durch ein Leben voller Buße zu sühnen. Und Gott war gnädig. Nach einer schweren Krankheit, die mich acht Wochen lang darnieder hielt, genas ich wieder, und nun begann ich ein ganz neues Leben. Sie wissen, wie ich meinem Manne jeden Wunsch an den Augen abgesehen, wie ich die Armen unterstützte, wie ich Trost und Erquickung in unserer Religion gesucht habe. Tilgt aber ein Wandel der Art auch eine Missethat, wie die meinige? Nein! nein! und wenn ich noch tausendmal wertheiliger gelebt, ich war und blieb — eine Ehebrecherin!

Gott, was habe ich des Nachts im stillen Kämmerlein für Kämpfe gekämpft! Und wenn mich ein Gebet, eine Predigt, eine Bibelstelle oder ein anderer frommer und weiser Ausspruch auch dann und wann wieder tröstete, — Henriette's Anblick riß immer von Neuem wieder die Wunden meiner Seele auf. Dachte ich mir vollends, daß Bruno sein Auge auf meine Tochter werfen könnte, so stieg meine Angst auf's Höchste. Darum mein strenger Befehl, der Henrietten vor jeder Annäherung dieses jungen Mannes sichern sollte. — Das Schicksal hat es anders gewollt.

Vor vier Wochen, bei der diesjährigen Ablassfeier, sah ich zu meinem Schrecken die beiden jungen Leute zusammen. Henriette mußte augenblicklich mir nach Hause folgen. Hier erfuhr ich, theils durch sie selbst, theils durch einen Brief, den ihr Bruno vor Kurzem geschrieben, daß — —“

Hier schien der kranken Frau das Blut in den Adern plötzlich erstarrt zu sein. Sie sank wie todt auf ihr Lager zurück. Doch bald richtete sie sich wieder auf. Ihre Augen traten weit aus den Höhlen heraus, und nach einem langen tiefen Seufzer rief sie im Tone der Verzweiflung:

„Ja, Bruder und Schwester! — Gott, o der Blutschuld! — Konnte mir armen Sünderin Aergeres widerfahren?! — Was ich bei jener furchtbaren Entdeckung gelitten, kann ich Ihnen nicht mit Worten ausdrücken. Ich war gelähmt an Leib und Seele. Aber ich mußte handeln; denn wer anders als ich war die erste Ursache dieses unnatürlichen Verbrechens?!“

Mein Entschluß stand schnell fest. Ich ließ Henrietten die Beichtformel beten und dann — hören Sie wohl auf, Herr Pastor! — nahm ich hier dies“ (dabei zog sie eine seidne Schnur unter ihrem Kopfkissen hervor), „legte es meiner Tochter um den Hals, und in fünf Minuten stand diese vor dem ewigen Richter. — Gott sei ihrer armen Seele gnädig! — Nun wissen Sie auch, weshalb Henriette's Todtengewand bis hoch oben unter das Kinn reichte, und können sich erklären, warum ich während der ganzen Zeit der Leichenausstellung nicht von Häupten des Sarges wich.

Ja, Herr Pastor, Ihre fleißige Kirchenbesucherin, deren Wandel nicht bloß Sie, sondern auch die ganze Gemeinde immer gerühmt, ist nicht nur eine Ehebrecherin, sie ist auch eine Kindesmörderin!!“

Bei diesen Worten, die sie in furchtbarer Aufregung mehr geschrien als gesprochen hatte, trat der alte Kirchenrendant wieder ein.

„Hann-Euse,“ sprach er, seine Hand auf die Stirn der Kranken legend, „kennst Du mich noch?“

Da kehrte noch einmal ihre Besinnung zurück.

Sie reichte dem alten Schurich die Rechte und sagte mit einer Stimme voller Innigkeit und Demuth:

„Lieber, guter Mann, Du weißt nicht, was Du mir Alles zu vergeben hast, aber vergieb es mir.“

Noch ein langer, langer Athemzug, und Henriettens Mutter war nicht mehr.

Die Praterschenke.

(Wien.)

Tief in dem Prater unter stolzen Eichen,
Da steht ein einsam tief verstecktes Haus,
Bom Siebel winkt das grüne Schenkenzeichen,
Da zogen wir so manchen Tag hinaus.

Da lasen wir im trauten Gartensaale
Bei unsrer Pfeifen bläulich duff'gem Dampfe
Uns Verse vor, die gleich dem Wetterstrahle,
Gleich Horngeschmetter vor dem Männerkampfe.

Da hast du deine Briefe uns gelesen,
Die kühn und Völker stürmend aus der Ruh'
Wie jene Börne's von Paris gewesen;
Auf Père Lachaise da schläft er — aber du?

Da hat von Recht und Freiheit noch gesprochen,
Da schwang er noch den Becher lustumweht,
Der seitdem in die Rutte ist gekrochen,
Der Missionär, der trüg'rische Prophet.

Zwei Jahre nur, und ich, ich stehe einsam
Auf Freundschaftstrümmern ernst und schmerz bewegt;
Ihr floht das Banner, das uns einst gemeinsam,
Ich bin der Sing'ge, der's noch heute trägt.

Nicht einsam ganz — mir blieb doch ein Erinnern
Aus jener schönen, frohen Jugendzeit,
Und wenn das lenzhaft mir erblüht im Innern,
Da wird die Seele offen mir und weit!

Nun ward es Nacht, wir gingen nun nach Hause
 Und stürmten noch den Wald aus seiner Ruh':
 Du sangst die Marsellaise mit Gebräuse,
 Und hoffend Jesze Polsea sangest du.

Doch wenn des Mondes bleicher Glanz sich spiegelt'
 In Thränen, die das Auge uns genezt:
 Da hat Gefühl die Lippen uns versiegelt,
 Da — still davon! — o Gott! und jezt, und jezt?

Eduard Mautner.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Meissen im April.

(Verspätet.)

Je seltener der hiesige Ort der Natur der Sache nach Gelegenheit darbietet, in weiteren Kreisen von sich reden zu machen, und in der rastlos und unaufhaltsam fortschreitenden Geschichte des Tages durch irgend ein auch nach außerhalb hin interessantes Begebnis einen kleinen Raum für sich in Anspruch zu nehmen — je mehr man unbilligerweise in der Ferne und selbst in der Nähe die malerisch-gruppirte Stadt mit ihren freundlichen Bewohnern und ihrer wahrhaft romantisch-gemüthlichen Umgebung zu vergessen scheint, weil sie von ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit durch die auf den Trümmern des Alten immer neu gestaltende Zeit ziemlich herabgekommen ist (das Loos aller Mittelstädte der neuern und neuesten Zeit, die nicht Sitze einer ausgebreiteten Fabrikation oder doch unmittelbar an den Hauptverkehrswegen der Gegenwart, den Eisenbahnen, gelegen sind), und mehr gelegentlich nur hier und da um ihrer Porzellanfabrik und Fürstenschule willen genannt wird, obwohl sie auch wohl eine Bedeutung in Wissenschaft und Leben sich vindiciren kann, da in ihr Hahnemann, der Stifter der Homöopathie, das Licht der Welt erblickte, und ihr tüchtiger Bürgermeister Tzschucke zu den kräftigen und warmen Vertretern der Fortschrittspartei in der zweiten Kammer der sächsischen Ständeverammlung mit Recht gezählt werden darf, der beiden hier geborenen älteren Schlegel (Elias und Adolph) ganz zu geschweigen — je schmerzlicher es ist, daß diese Stadt wie so viele ihrer Schwestern in der Gegenwart in Bezug auf Handel und Ge-

werbe, auf Schiffahrts- und anderweiten Verkehr ihre frühere Blüthe gänzlich verwelken sieht: um desto mehr scheint der Wunsch gerechtfertigt, auch einmal etwas Erfreuliches aus ihren Mauern berichten zu können, ein Begebnis, das freilich unmittelbar fördernd zwar in keiner Weise in das sociale (oder gar das politische) Leben eingreift, dennoch aber dadurch eine Bedeutung gewinnt, daß es nicht nur von ernstem und frischem Streben zeugt, sondern dieses Streben auch mit erquicklicher Frucht gekrönt, all diese Mühen und Anstrengungen in befriedigender und Hoffnung erweckender Weise gelohnt hat — eine seltene Erscheinung in unsern an verfehlten Bestrebungen, an fruchtlosen Mühen, an vernichteten Hoffnungen so reichen Tagen!

Meissen ist eine — man darf das in Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse wohl sagen — musikalische Stadt, wie man denn überhaupt in den mittleren und kleinen Städten noch immer am meisten jene offene warme Empfänglichkeit für die Gaben der Tonkunst findet, welche in den großen Städten der Affectation oder der Blasirtheit hat weichen müssen. Es herrscht in Meissen Musikfönn im alten guten Sinne des Wortes, und um die Belebung und Förderung desselben hat sich der dortige Stadtmusikdirector Hartmann ohne Zweifel seit Jahren schon, durch uneigennützig veranstaltete von größeren (Abonnements-) Concerten und sonstige Aufführungen ein unbestreitbares Verdienst erworben. Für den letztverwichenen Charfreitag hatte derselbe nun eine — eigentlich wohl die erste derartige Aufführung mit Heranziehung bedeutenderer auswärtiger Kräfte veranstaltet, und zu diesem Behufe Fr. Schneider's Weltgericht gewählt, einmal wohl um der Popularität des Werkes willen, das unstreitig sehr viele Schönheiten enthält, wenn es auch keine Kirchenmusik im echten Sinne des Wortes ist (daß der Meister auch diese zu schreiben versteht, beweiset sein Oratorium „Gethsemane und Golgatha“, das an demselben Tage in der Dresdener Kreuzkirche zur Aufführung gelangte,) und von den Tiefen der Romantik, wie die neuere Schule sie oft zu weit enthüllt hat, wenige oder keine Spuren zeigt, auch hier und da Ephemeres, zu wenig tief Empfundenes und Erfundenes darbietet, das den unaufhaltsam dahinrollenden Wogen der Zeit zum Opfer fallen muß. Dann war vielleicht auch die Wahl gerade auf dieses Werk um deswillen gelenkt worden, weil es nun schon ein volles Vierteljahrhundert seines Bestehens überdauert (was bekanntlich in Berlin und Leipzig zu Festaufführungen Veranlassung geworden) und weil auch der hochverdiente Componist vor Kurzem das silberne Jubiläum seiner vielverzweigten und lebendigfrischen Wirksamkeit in Dessau begangen hatte. Sei der Grund nun übrigens, welcher er wolle: berücksichtigen wir die vorhandenen Verhältnisse, so müssen wir die Wahl als eine durchaus passende bezeichnen, und es ist doppelt erfreulich, hinzufügen zu können,

nen, daß auch die Ausführung, wenn, wie recht und billig, die vorhandenen Mittel und sonstigen Bedingungen in Betracht gezogen werden, als eine sehr befriedigende bezeichnet werden darf. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß an einen Dilettantenverein, an ein der Natur der Sache nach minder geübtes Orchester, bei nur einer großen Gesamtprobe (da die Verhältnisse die Abhaltung mehrerer nicht zuließen) der Maßstab nicht gelegt werden darf, mit welchem man ausgebildete Künstler in Gesang und Orchester nothwendig zu messen hat.

Mit den in Meissen selbst vorhandenen Mitteln wäre die Aufführung nicht zu bewerkstelligen gewesen, und deshalb hatte der Musikdirector Hartmann eine bedeutende Zahl (wenn ich nicht irre: 21) Mitglieder der Dresdner Kapelle und für die Solopartien gleichzeitig mehrere der Hofopernsängerinnen und -Sänger (die Damen Thiele — Gabriel, und Schreck — Michael; und die Herren Curty — Raphael, Risse — Uriel, und Mitterwurzer — Satan;) zur Unterstützung gewonnen. Nur die beiden kleinen Partien der Eva und Maria waren in der Hand einer einheimischen Dilettantin, welche dieselben mit frischer und angenehmer Stimme, wie es schien, etwas besang und darum nicht so frei und sicher, als es wohl sonst zu erwarten gewesen, vortrug. Doch trat bei ihrem Gesange eine gewisse musikalische Begabung und Bildung, wenn natürlich auch eine dilettantische, unverkennbar hervor. — Die Aufnahme dieser zahlreichen Gäste Seitens der hiesigen Bewohner Meissens gab abermals einen erfreulichen Beweis ihrer Gastfreundlichkeit, wie diese von dem großen Männergesangsfeste her gewiß noch sehr Vielen in dankbarer Erinnerung lebt. Man sah es, auch diese Aufführung erschien als ein Fest und ward in dieser Weise freudig begrüßt. Und wenn diese Freude begreiflicherweise nicht so ausgeprägt als damals hervortreten konnte, so fühlte man doch der ganzen Haltung die Herzlichkeit und Innigkeit an, welche wohlthuend hier waltete, und die mit der Feier des Tages nicht contrastirte, da das Christenthum eine Religion der Liebe (und damit der Freude), kein trauriges Kopfhängerthum oder scheinheilig ascetisches Muckerthum ist.

Es besteht am Orte kein größerer gemischter Gesangverein, der dem Veranstalter in Bezug auf die Chöre des Werkes, die nicht selten recht schwierig, irgend einen Anhalt hätte gewähren können. Sopran und Alt — ersterer durch Frauen-, letzterer vorzugsweise durch Knabenstimmen repräsentirt — mußte er sich also für diesen Zweck erst heranbilden und gewissermaßen einschulen, und die Liebe zur Sache, der Fleiß und die Ausdauer, welche bei dieser Gelegenheit der Dirigent wie sämmtliche Mitwirkende bewiesen haben, verdient dankbare und aufrichtigste Anerkennung. Dagegen bestehen in Meissen ein Paar Männergesangvereine, welche demgemäß für Tenor und Baß ein quan-

titativ und qualitativ reicheres Material boten, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß die beiden letztgenannten Stimmen in der Fülle des Tones wie in den eigentlichen Requisiten des Chorgesanges überhaupt bei der Aufführung überwogen, hier und da selbst etwas gemäßigter hätten auftreten dürfen. Es läßt sich indeß nach solchen Antecedentien die sichere Erwartung hegen, daß bei Wiederholung derartiger Productionen das volle Gleichgewicht der Stimmen nach und nach leicht sich herstellen, und damit Hand in Hand jener Aplomb, jenes feinere und doch markirtere Vortragen der Chorsätze sich herausbilden werde, welches jetzt noch nicht in vollster Präcision und Klarheit entwickelt sein konnte, wie das namentlich in dem Triumphchore der Höllengeister (1. Theil), in dem Mütter- und Kinderchore, wie in dem Engelchore: „Erden flammen“ (3. Theil) und im Schlußchore zu bemerken war, während dagegen die Chöre des zweiten Theils durchaus befriedigend, die Schlusssätze desselben: „Gerecht sind deine Wege“, geradehin vortrefflich ausgeführt wurden. Nur der Orchestersatz der Introduction zu dem Chore: „Barmherzig“, im zweiten Theile litt an einiger Unklarheit, und die Tempi des ersten Theiles waren ein wenig zu langsam angelegt. Da einmal von den Orchesterleistungen die Rede, so mag gleich erwähnt werden, daß das Violinsolo des dritten Theiles vor dem Erscheinen der Maria von Hrn. Kammermusikus Müller aus Dresden, dem Führer der Geigen, mit schönem Tone und zartem, innigem Vortrage ausgeführt ward. Ein Uebelstand war es, daß die Messinginstrumente im Verhältniß zu den Violinen zu sehr erhöht standen, wodurch trotz aller Mäßigung der ersteren nicht selten eine Deckung des Saitenkörpers bemerkt wurde; vielleicht läßt sich diesem Uebelstande bei künftigen Aufführungen, die gewiß Anklang und Theilnahme finden werden, durch eine andere Anlage des Podiums abhelfen. Dieses war diesmal unterhalb des Orchesterchors, dem Altare gegenüber (daß die Aufführung in dem schönen Dome Meissens stattfand und zwar vom Gottesdienste gänzlich isolirt in den späteren Nachmittagsstunden, hätte ich fast zu bemerken unterlassen!) errichtet, und bis auf den oben erwähnten, für jetzt nicht zu beseitigenden Mangel zweckmäßig angelegt, auch einfachangemessen decorirt. In vielfacher Beziehung erscheint es wünschenswerth, daß ein derartiges Chor permanent der Kirche bleibe. Eine Menge bedeutender Kosten würden dadurch erspart, der Kirche selbst durchaus nichts an ihrem schönen Eindrucke entzogen, vielmehr eine Anzahl von Plätzen für die Besucher gewonnen, durch deren Erlös — so lange nun einmal noch Kirchenplätze bezahlt werden müssen — selbst allmählig die Kosten der Anlage sich decken ließen, und die Störung oder Verhinderung des Eingangs in die gerade hier befindliche Begräbniskapelle würde sich ohne Zweifel durch ein zweckmäßiges bauliches Arrangement ganz gut beseitigen lassen. — Der Dom war trotz des sehr unsichern

Wetters nicht nur mit Einheimischen, sondern auch mit vielen Fremden aus Stadt und Land der Umgegend ungemein zahlreich gefüllt, und die freudige Erregung der Zuhörer, wie ihre einzelnen Aeußerungen gaben den deutlichsten Beweis von dem Grade des Genusses, den ihnen die Aufführung bereitet hatte.

Gestatten Sie mir nun noch ein Paar Worte über die oben schon genannten Solofänger, oder vielmehr über deren Leistungen. Es ist bekannt, wie der weite, akustisch wohl construirte Raum einer Kirche die Stimmen hebt und trägt, und so manche Mängel derselben verdeckt, die in enger geschlossenem Raume sehr merklich hervortreten. Diese Erfahrung bestätigte sich auch hier. Die sämmtlichen Stimmen erklangen kräftiger, freier, dabei doch weicher und flüssiger, als man sie sonst zu hören gewöhnt ist. Aber nur Fr. Thiele führte ihre Partie vollkommen befriedigend und in einer Weise aus, welche von ihrem Streben zeugte, dem Dichtergefange sein Recht widerfahren zu lassen. Fräul. Schreck erschien in Tonbildung, Intonation, Aussprache u. s. w. zu dilettantenmäßig, ohne künstlerische Ruhe und Freiheit, die bei einem Mitgliede der Dresdener Oper beansprucht werden darf: ich will nur, einiger kleinen Schwankungen in den Quartettsätzen nicht zu gedenken, an das Solo des 3. Theils: „Zorn bligt“, und das folgende: „Verbannt von seinem ew'gen Licht“, erinnern. Doch läßt sich eine gewisse Sorgfalt nicht verkennen, wie denn auch die Stimme klartönend hervortrat. Hr. Curtz traf das unbegreifliche Mißgeschick, nicht nur in seinem ersten Solo um einen Tact zu früh einzusetzen, sondern auch trotz der entschieden hervortretenden Begleitung die ganze Periode in dieser Weise zu vollenden; auch schwankte bisweilen die Intonation (z. B. „Was naht die blut'ge Schaar“, 3. Theil). Auch Hr. Kisse begegnete das Unheil eines gänzlich melodisch und harmonisch falschen Einsazes (im Ensemble des Quartetts, 3. Theil), wie überhaupt sein Vortrag die gewöhnliche Steifheit nicht überwinden konnte, obwohl seine Stimme hier in der Kirche bei

weitem frischer und sonorer erschien, als das sonst der Fall ist: die lange Pause zwischen den Worten: „Versammle dich — — Staub“ (2. Theil), war ein declamatorischer und musikalischer Mißgriff. Hr. Mitterwurzer endlich hatte die Partie des Satan nicht charakteristisch genug aufgefaßt; seiner großen Arie fehlte die Energie, die auch in einigen Stellen des dritten Theils sehr vermißt ward, und die sentimentale Färbung, die der Künstler dem Ganzen in Ton und Ausdruck bewußt oder unbewußt aufprägte, paßt ohne Zweifel nicht hierher.

So viel über diese Aufführung, die ein ausführlicheres Referat vollkommen verdiente. — Ich sollte Ihnen nun wohl noch, da einmal von Meissen die Rede, etwas über die Verhältnisse der Porzellanmanufactur, über den hiesigen Weinbau und Weinconsum, der doch immer noch dem Bierverbrauch, trotz der etwas in Abnahme gerathenen Felsenkellerhalle, das Gegengewicht hält — über die städtischen und gewerblichen Zustände, welche letztere sich keineswegs in höchstem Flore befinden, oder über das sociale und joviale, gemüthliche Leben der Meißner mittheilen. Aber ich will und muß das einer eingeweihteren Feder überlassen. Flüchtigere Blicke eines harmlosen Reisenden genügen für solche Schilderungen nicht, machen sie schief und unwahr; und mir mangelt die Suffisance so mancher modernen Touristen, die wenn sie ihr book of travellers studirt und vom Abend bis zum Morgen an irgend einem Orte sich aufgehalten haben (bisweilen auch das nicht einmal!), sich für vollkommen befugt, ja berechtigt halten, mit apodictischer Gewißheit und päpstlicher Unfehlbarkeit über Verhältnisse und Zustände, Charakter und Sitten, Urtheile abzugeben, die ein leichtgläubiges Publikum, sind sie anders irgend pikant dargestellt, nur gar zu gern für baare Münze nimmt, und in denen die Amalgamirung von Dichtung und Wahrheit so vollkommen erreicht worden, daß kein chemisch-zersetzender Prozeß beide Elemente wieder zu trennen vermag.

D. J. S.

Literatur und Kunst.

Paris und die Franzosen. Skizzen von Ida Kohl. 3 Bde. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1845.

Wer die „englischen Skizzen“ gelesen hat, welche die Verf. in Verbindung mit ihrem Bruder, dem geistreichen und wohlunterrichteten Reisenden (man könnte

ihn fast par excellence so nennen) vor etwa einem Jahre in demselben mit Recht allgemein geachteten Verlage herausgegeben, der wird schon von vornherein einen Schluß machen können auf das, was in den vorangezeigten Bändchen ihm geboten wird. Es ist des

Interessanten und Belehrenden sehr viel, und die einzelnen kleinen Ausstellungen, die etwa zu machen wären, verschwinden wirklich fast vor der Fülle des Stoffes und der Ungemessenheit der Form, welche die Vfn. diesem zu geben gewußt. Freilich, jene „englischen Skizzen“ stehen zunächst als Theil eines größeren Ganzen, als Schlüsselstein der in mehreren früheren Werken über Großbritannien niedergelegten Anschauungen und Betrachtungen des großen Insulanervolkes, als nothwendige Ergänzung des großen Gesamtbildes englischen politischen, socialen, religiösen und häuslichen Lebens da. Das ist bei diesen Pariser Skizzen natürlich nicht der Fall, denn sie haben nicht gleiche Vorgänger (wie jene) über Frankreich zur Grundlage: sie beschäftigen sich überhaupt nur beiläufig mit der belle France, beschränken sich vielmehr fast ausschließlich (einige wenige Kapitel des letzten Bändchens etwa ausgenommen) mit der großen Seinestadt und ihren äußeren und inneren Verhältnissen und Erscheinungen. Aber das rechtfertigt sich natürlich durch die allgemein verbreitete und bis auf einen gewissen Grad hin durchaus begründete Anschauungsweise: Paris c'est la France! die noch dadurch stets aufs Neue fester und fester sich einwurzelt, daß die Fremden größtentheils nur nach Paris gehen, um Frankreich kennen zu lernen, und wirklich dort auch die Quintessenz alles dessen vereinigt finden, was an Vorzügen und Mängeln, an Tugenden und Lasten irgend nur der Franzose sein eigen nennt. Paris ist der Centralpunkt, in welchem die sämtlichen Radien von allen Gegenden der weiten Peripherie sich sammeln, um von dort wie von einem Focus aus ihren Glanz, ihre Strahlen nach allen Seiten hin zu streuen: es findet sich wirklich dort eine Concentration aller und jeder Elemente der französischen Gesellschaft, wie nirgend anderswo, und die größeren Provinzialstädte scheinen da eben nur dunkle Trabanten, die erst von jener Sonne ihr Licht empfangen und höchstens dasselbe in leichter Schattirung anders färben vermöge der mehr oder minder stark hervortretenden Eigenthümlichkeit, welche die Hauptbeschäftigung der Einwohner ihnen verleiht. — Wer nun freilich in diesem Werke einen Guide des voyageurs oder doch etwas dem Aehnliches erwarten sollte, der würde sich gewaltig irren. An derartigen Büchern, guten und schlechten, fehlt es nicht — die Speculation läßt es ja da zu einem Mangel nie kommen; überhaupt ist schon und wird noch unermüdet so viel gerade über Paris in unserm guten Deutschland geschrieben und gedruckt, daß man wirklich fast jedes neue derartige Unternehmen mit einem gewissen vorsichtigen Mißtrauen aufnehmen sollte. Doch dürfen wir unsern Lesern die Versicherung geben, daß bei diesen „Skizzen“ jenes Mißtrauen sich keineswegs rechtfertigen würde. Ueberhaupt werden auch die, welche mit der einschlägigen Literatur vollkommen vertraut sind, hier des Neuen und Interessanten sehr Vieles finden, was zum Theil in dem Standpunkte liegt, welchen die Vfn.

bei Betrachtung der einzelnen Gegenstände einnimmt, und den wir vorzugsweise als einen deutsch-weiblichen charakterisiren möchten, zum Theil aber auch in dem Umstande, daß sie es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, das Leben der mittleren Pariser Gesellschaftsklassen, die socialen Verhältnisse derselben mit Allem, was diese berührt und bewegt, und diejenigen Institute zu schildern, welche eine vorzugsweise gemüthliche Betrachtung zulassen und — vielleicht grade eben deswegen — in den meisten von Männern verfaßten derartigen Werken nur flüchtig berührt oder auch wohl ganz übergangen werden. Wir finden gerade darin einen sehr feinen Tact, und müssen als einen besondern Vorzug, den dieses Werk mit den „englischen Skizzen“ theilt, noch hervorheben, daß es die kleinen, von dem Fremden nur zu oft und leicht übersehenen Eigenthümlichkeiten in Sitte, Anschauungsweise, Sprache u. s. w. mit einer vorzugsweise den Frauen eigenen feinen und leichten Beobachtungsgabe klar und sicher hinstellt — ein Vorzug, der das Werk wirklich fast für Alle unentbehrlich macht, die sich in Frankreichs Hauptstadt bei dem Verweilen in jenen Zirkeln vor Auffälligkeiten bewahren, oder die sich ein in die kleinsten Züge hinein ausgeführtes Genrebild jener Zustände und Verhältnisse, sei es aus Bedürfniß, sei es aus Laune, verschaffen wollen. Daß dabei hier und da auch kleine Irrthümer mit unterlaufen, die ihren Grund in einer schon oben angedeuteten, doch immerhin achtungswerthen Einseitigkeit der Betrachtung finden; daß die Subjectivität der Vfn. hier und da mehr als wünschenswerth für die ungetrübte Auffassung hervortritt und zu halbwahrem Urtheile verleitet (doch nicht in dem Grade, daß das Ganze dadurch sonderlich beeinträchtigt würde); daß eine gewisse behäbige und redselige Breite sich fühlbar macht, die mehrfältig selbst im unerquicklichen Gewande moderner Sentimentalität, im Häufen von Bildern und im Haschen nach etwas forcirter Geistreichigkeit erscheint; daß endlich ein übertrieben oft, eben auch da, wo es zur Charakterisirung keineswegs unumgänglich nothwendig war, wiederholter Gebrauch französischer und englischer Sätze dem Ganzen ein etwas buntes Ansehn giebt, mag auch die Vfn. dadurch eine erhöhte Lebhaftigkeit der Schilderung haben erreichen wollen, und sich voraussetzen lassen, daß die Leser des Werkes in beiden genannten Sprachen so viel Gewandtheit besitzen, als zum Verständniß dieser Sätze erforderlich: durften wir als wohlbegründete kritische Ausstellungen nicht verschweigen. Es erübrigt nur noch, auf den außerordentlich reichen Inhalt der vorliegenden drei Bändchen aufmerksam zu machen, wobei wir gleichzeitig auf das Interesse hinweisen wollen, welches die oft gelegentlich herbeigeführte Vergleichung der Franzosen mit Engländern und Deutschen jedem Leser gewähren wird — die Vfn. hatte das seltene Glück, alle drei Nationen in ihren Eigenthümlichkeiten genau beobachten und kennen lernen zu können, und wir bitten

da namentlich das Kapitel „über die Frauen, über die Engländer in Paris und über einzelne Sitten und Gebräuche“ zu berücksichtigen. — Das erste Bändchen bringt nach einer etwas lustigen Einleitung in aus dem Leben gegriffenen Bildern Betrachtungen über den Nationalcharakter, die Frauen, über die Pariser im Freien (d. h. auf den Straßen, wo die Notenzeichnung der verschiedenen Ausrufer — der „Frescomusiker“ u. s. w. — wohl hätten wegbleiben können), die tanzenden, die todten Pariser (nämlich die Begräbnisplätze, Bestattungen u. s. w.), wo denn auch St. Denis, Napoleon im Hôtel des Invalides, die Morgue u. s. w. Berücksichtigung finden, und über das Wasser in Paris, bei welcher Gelegenheit die Seinefeste und die schönen Pariser und Versailler Fontainen mit in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Im zweiten Bändchen führt die Vfn. uns in die Gärten, unter die Blumen und Bäume, beschreibt uns das Verhältniß der Engländer in Paris und giebt ein vergleichendes Kapitel: „Englisch-deutsch-französisch“, an welches sich die Schilderung einzelner Sitten und Gebräuche (über den Kuß, den Bart, Tischetiquette, Frühstück, Schlafzimmer zc.) und sprachliche, wohl zu beachtende, lehrreiche Winke, anschließen. Spaziergänge in und um Paris (Tuilerien, Champs élysées, Bois de Boulogne u. s. w.), einzelne Stadttheile und Gebäude (Boulevards, die Cité, ein Hôtel garni — sehr ergötzlich —, das Hôtel des Invalides, das Louvre) werden uns vorgeführt, und es schließt sich daran die Betrachtung der Kirchen und die Beschreibung der religiösen Feste, Gebräuche und Gesinnungen, bei welchen denn natürlich la sainte Vierge eine sehr bedeutende Rolle spielt. Das dritte Bändchen führt uns zu den katholischen barmherzigen Schwestern und läßt einen Blick thun in ihre wahrhaft immense, segensreiche Wirksamkeit, stellt ihnen die protestantische, im frischen Aufblühen begriffene Diakonissenanstalt gegenüber, macht uns mit der edeln Mrs. Fry, den Methodisten und Quäkern, wie mit den unweiblichen Emancipationsansichten der sogenannten modern slavery bekannt, und knüpft daran eine Schilderung der großen Erziehungsanstalten zu St. Denis und im convent des oiseaux. Dann führt uns die Vfn. nach St. Germain, Neuilly, Mont Valerien und Rueil, giebt manches Interessante in einzelnen Miscellen, und zuletzt kurze Bemerkungen über „Paris und die Provinz“, mit welchen sie nach einer kurzen „Physiognomie der Pariser Gesellschaft“, ihr Werk beschließt, durch dessen Lecture man aufs Neue schlagend von der Wahrheit des Ausspruches überzeugt wird: On use sa vie trop vite à Paris! — Daß in dem Werke eine strengere, logische Ordnung nicht walte, brauchen wir nicht erst bemerklich zu machen. Es enthält „Skizzen“, interessante Genrebilder, häufig wohl in Auszügen aus Tagebüchern, aus den letztverfloffenen zwei bis drei Jahren. Aber Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen, zumal trotz einiger oben gerügten Geschraubtheit

die Anspruchslosigkeit der Verf. bei ihren Mittheilungen wohlthuend berührt. Die Ausstattung ist, wie sich jetzt bei der Verlagshandlung wohl schon von selbst versteht, eine sehr saubere. 18.

Kirchlich-statistisches Handbuch für das Königreich Sachsen. Bearbeitet vom Superintendenten W. Paan und herausgegeben von C. Ramming. Dresden, Ramming. 1845.

Ist dieses Werk der Natur der Sache nach zunächst allerdings nur für einen kleineren Kreis von Behörden und Beamten bestimmt, insofern es ein vollständiges „Verzeichniß der im Königreiche Sachsen öffentlich angestellten Geistlichen, Lehrer, Organisten, Cantoren u. s. w. aller Confessionen“, mit kurzen Notizen über ihre amtlichen Lebensverhältnisse enthält: so wird eine kurze Hinweisung auf dasselbe auch in ds. Bl. hinlänglich gerechtfertigt erscheinen, wenn man erwägt, daß die kirchlichen Verhältnisse des Landes in kurzer und übersichtlicher Darstellung und mit vollständiger Rücksichtnahme auf den ganzen hier einschlagenden Organismus von den höchsten Behörden abwärts, mit möglichst genauen statistischen und sonstigen Notizen auch für viele andere Leser des In- und Auslandes nicht ohne tiefer gehendes Interesse seien. Es bieten die hier den Verhältnissen gemäß aufgestellten, an sich vielleicht trockenen statistischen Uebersichten mannichfache Gelegenheit zu combinatorischen Betrachtungen, und die einzelnen, amtlich genauen biographischen Notizen werden selbst dem Litterarhistoriker als willkommene Anhaltspunkte in einzelnen Fällen dienen können. Der evangelische, katholische, griechische und israelitische Lehrstand des Landes bietet sich hier der Betrachtung des Lesers in absoluter Vollständigkeit dar. Absolute Richtigkeit freilich ist bei einem solchen Werke an und für sich selbst schon nicht zu verlangen, indem selbst während des Druckes nothwendig durch Todesfälle, Versetzungen u. s. w. Veränderungen eintreten, welche nicht mehr bemerkt werden können, und der Herausgeber verdient sich daher den Dank aller Betheiligten durch die Ankündigung, daß in jedem Jahre ein ergänzender und berichtender Nachtrag zu einem sehr billigen Preise geliefert werden solle. Für den ersten dieser Nachträge wünschen wir dann freilich zugleich eine Berücksichtigung der einzelnen anderweiten Ungenauigkeiten, welche in dem Werke begegnen, und uns zu der Annahme veranlassen, daß der Bearbeiter nicht die volle Sorgfalt darauf verwendet habe, welche bei dem ersten Erscheinen des Buches im Jahre 1838 wahrzunehmen war. Eine Aufführung derselben wäre hier nicht am Orte; vielleicht sind auch die Quellen, obwohl officiell, durch das Cultusministerium vermittelte, dem Bearbeiter nicht überall gleich reichlich und lauter geflossen. Wer aus eigener Anschauung und Erfahrung die wahrhaft uner-

mestliche Mühe kennt, welche eine solche Zusammenstellung erfordert, wird hier billig sein. — Die mehrfach gewünschte und gewiß ganz zweckmäßige, wenigstens ungefähre Angabe des Einkommens der einzelnen Stellen hat das Cultusministerium als ungeeignet nicht zugestanden, und wir gestehen offen, daß wir einen genügenden Grund dafür nicht auffinden können, selbst wenn einzelne Stelleninhaber eine derartige Veröffentlichung nicht wünschen sollten. Oeffentlichkeit ist das Losungswort unserer Zeit, und amtliche Besoldungen sind keine reinen Privatverhältnisse. Der „kirchlich-statistische Anhang“ (auf die Resultate der Volkszählung vom 1. December 1843 gegründet) bietet bei aller seiner Kürze viel des Interessanten, und die beigefügten sehr vollständigen, alphabetisch geordneten Namen-, Orts- und Collatorenregister erhöhen die Brauchbarkeit des anständig ausgestatteten Buchs. Wünschenswerth dürfte es sein, über die Fundationsverhältnisse der Kirchen, Gymnasien u. s. w. einen näheren Aufschluß zu erhalten, vielleicht auch anhangsweise die im Bande vorhandenen Stipendien und sonstigen Stiftungen für Kirchen- und Schulzwecke aufgeführt zu sehen. 81.

Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika. Ein Reisebericht von G. Lams, D. med. et chir. Mit einem Vorworte von Prof. D. Carl Ritter. Hamburg, R. Kittler. 1845.

Ob schon Portugal seit mehreren Jahrhunderten bedeutende Länderstrecken in Süd-West-Afrika besitzt, so haben die Portugiesen über ihr Ausaugungs- und Pflanzhandwerk doch versäumt, über Lage und Beschaffenheit, Sitten und Gebräuche der Ureinwohner jener Gegenden uns Europäern etwas Gründliches mitzutheilen und den Engländern ist es in neuerer Zeit hauptsächlich zu verdanken, daß wir einige Kenntniß von dieser terra incognita erlangt haben. Um so interessanter muß dem Leser vorliegender Reisebericht, der keinesweges flüchtige Reisebilder, sondern ein frisches, lebendiges Ganze uns vorführt, erscheinen. Der Verf. reiste 1841 als Schiffsarzt mit einer Handelsflotte von Altona ab, um alle die Plätze Süd-West-Afrikas zu besuchen, wo ein Tauschhandel mit den Eingebornen getrieben werden konnte. Wir folgen ihm über das Meer in jene fast noch unbekanntten Länder St. Anton, Benguela, Novo Retondo, Angola, Ambriz und Annabon, durchstreifen mit ihm und zwei Naturforschern jene Ge-

genden, staunen über den Reichthum ihrer Naturprodukte und lernen die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner kennen, theilen mit ihm die mannfachen Abentheuer und Gefahren und lernen am Ende erkennen, was jene von Gott gesegneten Länder sein könnten, wenn ihre portugiesischen Unterdrücker menschlicher und weniger habfüchtig wären. Der Bericht ist in ziemlich gefälligem Style geschrieben.

Ein Buch für christliche Kinder. Unterweisungen in der Religion von einer Mutter an ihre Kinder. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Sophie Walheim. Darmstadt, Ernst Kern. 1845.

Das Original ist zwar für Kinder katholischer Confession geschrieben, allein die Uebersetzerin ward wegen der Einfachheit und leichten Auffassungsweise desselben bewogen, es auch für die protestantische Jugend zu bearbeiten. Es enthält einfache, belehrende Unterweisungen für die Kinderwelt, mit dem Zwecke, die Kleinen zum Guten anzuleiten und zu nützlichen Staatsbürgern vorzubereiten. Zum Schlusse folgen einige kleine Gebete.

August Lewald's gesammelte Schriften. In einer Auswahl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1846.

Zehnter Theil, enthaltend: Ein Menschenleben. Paris. Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter.

Elfter Theil, enthaltend: Aufzeichnungen aus München. Standpunkt. Ueberblick. Die Bürger. Bier. Geschlossene Gesellschaften. Progen. Die Schranne. Thal- und Sendlingergasse. Der Fasching. Fasten und stille Woche. Der Bockkeller. Frohnleichnam. Der Herzog von Leuchtenberg. Die Residenz des Königs. Stiglmayer. Der Eremit von Gauting. Junge Griechen. Alte Erinnerungen. Neue Kunst. Der Brillenschleifer. Rneipen. Das Octoberfest und die griechische Botschaft. Bei den Franziskanern. Graue Brüder und graue Schwestern. Von kleinen Ausflügen. Briefe und Blätter aus Italien. Verona, Benedig und Rom.

Zwölfter Theil, enthaltend: Blätter und Briefe aus Italien. Aus Genua, aus Cannstadt. Cosa rara. Nachtrag. Memoiren eines Banquiers.

D r e s d e n.

M u s i k.

1. Am 30. vor. M. gab im Saale des hiesigen kaufmännischen Vereins der Sänger Hr. Servais — nicht zu verwechseln mit dem berühmten Violoncellisten gleiches Namens — die durch mancherlei Hindernisse von Woche zu Woche verzögerte Soirée musicale. Dieselbe erschien in ihrer ganzen Anlage als eine Privatsoirée mit einem Anstrich von Oeffentlichkeit, und man mag bei den mancherlei äußeren Uebelständen, die sich da herausstellten, billig wohl auf diesen Zwittercharakter einige Rücksicht nehmen; nur dann werden sie einer ernstern Rüge entgehen können. Wir wollen deshalb nur referirend bemerken, daß eine größere Anzahl numerirter Billets ausgegeben worden, als Sitze im Saale sich befanden — ein Umstand, der indeß wenig ausmachte, da noch Raum hinlänglich zur Auswahl vorhanden war; daß die Soirée eine volle halbe Stunde später begann, als sie der Ankündigung zufolge beginnen sollte (der Concertgeber erschien selbst erst lange nach der bestimmten Anfangsstunde) u. s. w. Daß aber die sehr bedeutenden Abänderungen des Programms (das erst wenige Minuten vor dem Beginn der Soirée ausgegeben ward, also wohl hätte richtig sein können und sollen) gar nicht einmal angezeigt wurden, müssen wir als eine tabelnswerthe Nachlässigkeit und Vernachlässigung der dem anwesenden Publikum schuldigen Achtung um so mehr bezeichnen, als dieser Punkt überhaupt von sehr vielen Künstlern mit einer gewissen Vornehmthuerei (während sie sich doch nicht zu vornehm hatten, das Geld des Publikums einzustreichen) gar nicht beachtet zu werden pflegt. Die angekündigten Hornquartette blieben ganz weg; Hr. Kammermusikus M. Fürstena u jun. war, wie sich ergab, durch einen Unfall am Auftreten verhindert — statt seiner trat Hr. Kammermusikus Dominick jun. mit seinen schon öfter gehörten, auch von uns besprochenen, Violavariationen ein. Hr. Rudolph Wehner spielte Thalberg's Stranierofantasie mit Sicherheit — wenn auch einmal eine Kleinigkeit verunglückte —, Bravour und Ausbauer, so daß wir unser Urtheil bei Gelegenheit seines öffentlichen Auftretens im hiesigen K. Hoftheater: daß er auf günstigerem Terrain wohl besser es leisten könne, durchaus bestätigt fanden. Ein Paar Etüden von Henzelt und Chopin, die eigentlich zu Anfange der Soirée vorkommen sollten, aber an den Schluß verlegt wurden, wahrscheinlich damit doch nichts ungeändert bliebe, hör-

ten wir nicht mehr — die Soirée dauerte uns zu lange, und das werden die Leser einem musikalischen Kritiker, der eben ex officio das Jahr hindurch sehr bedeutende Quantitäten Musik — und was für Musik oftmals! — consumiren muß, wohl schwerlich verargen! — Mad. Späzer-Gentiluomo sang eine Arie; wir brauchen wohl nichts weiter hinzuzufügen? Wie die Dame dergleichen Concertarien singt, ist ja bekannt genug, und daß sie ungeheuer applaudirt ward — nun, das ist ja auch herkömmlich — gehört zum bon ton; übrigens war der Applaus diesmal wirklich verdient. — Je länger wir uns diesmal bei den Nebensachen aufgehalten haben, um so kürzer werden wir uns bei der Hauptsache, den Leistungen des Concertgebers, fassen können. Er ist Bassist, in den hohen Tönen indeß nicht sonderlich fest, wenn nicht eine Indisposition das Intoniren mit dem Falsett hervorrief — auch scheint die Stimme nach der Tiefe zu nicht von bedeutendem Umfange, wie ihr denn auch die eigentliche Fülle und Sonorität mangelt, sie schien ein wenig abgesungen, wenn auch keineswegs unangenehm. Von dem öffentlich auftretenden Sänger verlangen wir indeß jetzt mehr Stimmittel, und vor Allem die vollkommen freie Disposition über dieselben, die Hr. S. heute wenigstens zu mangeln schien. Hübsche italienische Schule, der nur deutlichere Aussprache zu wünschen wäre, und eine gewisse angenehme Vortragsmanier konnten ein Soiréepublikum wohl befriedigen. Wir hörten von ihm eine Arie aus Donizetti's Favoritin, ein sehr unbedeutendes Musikstück, das durch die Unverständlichkeit des Textes vollends allen Reiz verlor, und ein Paar naïv-einfache Duettino's, die allenfalls in's Familienzimmer, aber schon nicht einmal in den Salon gehören, vielweniger in die Soirée, gesungen mit einer Dilettantin, dem Vernehmen nach aus den höhern Kreisen, deren Stimme und Singmanier dem Charakter jener Duettinnen vollkommen entsprach. Sapiienti sat! — Noch ein Paar italienische Gesangsvorträge des Concertgebers warteten wir nicht ab; wir wollten uns vor dem bittern Gefühle möglichst bewahren, das die Langweiligkeit einer Soirée stets erzeugt. —

2. Einen gerade entgegengesetzten Charakter trug die Matinée, welche (wie schon zwei vorangegangene) am 3. d. M. im Saale des Cosel'schen Palais von Hr. und Frau D. Schumann veranstaltet war, und deren wir, als einer reinen Privatunterhaltung vor eingeladenen Zuhörern, hier gar nicht erwähnen würden, wenn

sie nicht einen vorzugsweise künstlerischen Charakter getragen hätte, und schon deshalb in unserm an wahren und echten musikalischen Genüssen wahrhaftig nicht überreichen Dresden als ein bemerkenswerthes Ereigniß hervorzuhelien wäre. Das große Quintett von Rob. Schumann für Pianoforte, 2 Violinen, Viola und Cello, mit welchem die Matinée eröffnet ward, glauben wir schon vor etwa drittelhalb Jahren in einem Concert der Frau D. Clara Schumann gehört zu haben, die auch diesmal die Pianofortepartie mit der an ihr gewöhnten Künstlerschaft vortrug, während das Saitenquartett zum Theil durch Dilettanten, zum Theil durch Mitglieder des Abonnementconcertorchesters ausgeführt ward. Vorzugsweise sprachen Andante und Scherzo vermöge ihrer charakteristischen Auffassung und interessanten Haltung an; auch der letzte Satz fand in seiner humoristischen Färbung wohlverdienten Beifall, während der erste, an sich sehr tüchtig und bedeutend, weniger die allgemeine Theilnahme zu erregen schien: das ganze Werk — irren wir nicht, op. 44 — ist ein sehr beachtenswerthes, das Frische und Lebendigkeit nicht selten in origineller Weise mit tiefem Ernste und künstlerischer Haltung und Durchführung eint. Eine charakteristisch-schöne, innig und leidenschaftlich empfundene Psalmcomposition: „An den Wassern zu Babylon“, von Ferd. Hiller, ward, durch den Componisten accompagnirt, von der Gattin desselben mit Anerkennung und Beifall gesungen, der dann auch den Liedern von R. Schumann für zwei Sopranstimmen nicht fehlte, die von Mad. Hiller und Fräul. Jakobi, Elevin des Leipziger Conservatoriums, vorgetragen wurden. Frau D. Schumann bewährte ihren Ruf in dem Vortrage der großen Sonate (A-dur, op. 101) von Beethoven, die der capriciösesten Schwierigkeiten in technischer und noch mehr in geistiger Hinsicht unglaublich viele bietet, in solcher Weise ausgeführt indeß einen reichen und schönen Genuß gewährt. Der erste Satz der bekannten vierhändigen Sonate von Hummel in A, im Verein mit ihrer jüngeren Schwester, Fräul. Maria Wieck, von der Künstlerin vorgetragen, bot einen erstehnten Ruhepunkt, und den Schluß der Matinée bildete ein sehr leicht, grazios und elegant erfundener und mit großer Gewandtheit durchgeführter Canon für Piano von Rob. Schumann, und das bekannte und pikante Capriccio von Mendelssohn-Bertholdy. Unstreitig ein reiches Füllhorn schöner Gaben der Tonkunst, das hier über die Hörer, die den höheren Gesellschaftskreisen und den ihnen ebenbürtigen der Kunst und Wissenschaft zumeist angehörten, ausgeschüttet wurde! Mit Dank für den Genuß scheiden wir von den Veranstaltern, deren reiches Talent so oft schon mittelbar oder unmittelbar den wahren Kunstfreund erhob und begeistert hat. Wer mehr über diese Matinée zu wissen wünscht, den verweisen wir auf die „Privatmittheilungen“ der Leipziger Zeitung, welche in ihren wohlbekannten Verhimmelungsphrasen darüber berichten.

Den Musikfreunden vermögen wir die gewiß gern gehörte Kunde zu geben, daß die im Laufe des verwichenen Winters mit so großer Anerkennung aufgenommenen Abonnementconcerte auch für den nächsten Winter unter derselben Leitung sich erneuen werden. Die vorläufigen Instrumentalproben haben jetzt schon begonnen, und es läßt sich von diesem Eifer für die Sache wohl ein günstiges Resultat, namentlich auch in Betreff der Ensembleleistungen und des gerundeten Zusammenspiels, erwarten, das ja nur durch vielfältige Übung und ausdauernde Beharrlichkeit auch im scheinbar Unbedeutendsten und Geringsfügigsten erreicht werden kann. Es ist ein schönes Zeichen für den musikalischen Sinn und Eifer der Mitglieder des betreffenden Orchesters und verdient lebhaftere Anerkennung, daß sie, bei ihrer vielfach in Anspruch genommenen Zeit und bei der äußerlich wahrhaftig nicht glänzenden Lage, in welcher sie sich befinden, hier um der guten Sache selbst willen gern und freudig Opfer bringen. — Auch ein Gesangverein wird dem Vernehmen nach Behufs einzelner größerer Vorträge in den Abonnementconcerten demnächst sich constituiren, um ebenfalls seine Vorübungen bald zu beginnen, und es dürfte sonach auf ansprechende Abwechslung und wahrhafte Genüsse zu hoffen sein. Hrn. Musikdirector Hiller gebührt unstreitig für die Sorgsamkeit und den Eifer, mit welchem er die Förderung des Instituts sich angelegen sein läßt, der Dank aller Kunstfreunde, und hegen wir nur den Wunsch, daß die Resultate diesen rastlosen Bemühungen recht glänzend entsprechen mögen. Ob es möglich sein wird, dem vielseitig geäußerten, billigen Wunsche in Betreff der Herabsetzung der Eintrittspreise zu genügen, muß vorläufig noch dahingestellt bleiben; zweckmäßig wäre das gewiß, und wir glauben überzeugt sein zu dürfen, das Directorium werde auch in äußerer Rücksicht den früheren, zum Theil nicht unbedeutenden Uebelständen abzuwehren ernstlichst bemüht sein. Eine nochmalige Aufzählung derselben wird man uns um so lieber erlassen, als wir bei Besprechung der einzelnen Concerte die dazu gebotene Gelegenheit nicht verabsäumt haben.

Doch möchten wir diese Gelegenheit zur Lösung unserer in Nr. 9 ds. Bl. gegebenen Zusage benutzen, eine kurze Zusammenstellung dessen zu geben, was in den sechs Abonnementconcerten des vorigen Winters an musikalischen Productionen geboten worden. Kann das einerseits für die Leser das Interesse einer freundlichen Rück Erinnerung ansprechen, so liegt andererseits in so concentrirtem Rückblick vielleicht auch ein Fingerzeig auf Das, was für die Zukunft zunächst zu berücksichtigen sein möchte. Zur Aufführung kamen 1) an größeren Orchesterwerken, a) Symphonien: Beethoven, C moll und B dur; Mozart, C dur mit der Fuge; Haydn, B dur; Frz. Schubert, C dur; Niels W. Gade, C moll. b) Duvertüren: Gluck, Iphigenia in Aulis; Beethoven, C dur, op. 124, und zu Leonore, Nr. 2.; C. M. v. Weber, Beherrscher der

Geister; Cherubini, Wasserträger; Mendelssohn-Bartholdy, Meerestille, Fingalshöhle; J. Ries, Festouvertüre. — 2) An Instrumental-Solovorträgen, und zwar a) Concerte mit Orchesterbegleitung: Pianofortconcerte von Mozart, Henselt; Violinconcerte von Mendelssohn-Bartholdy und David. b) Kleinere Compositionen für einzelne Instrumente mit Orchester: Für Violin-Introduction und Variationen, und Fantasie von David; Souvenir de Haydn von Léonard; für Violoncell: Andante und Variationen, und Divertimento über schottische Nationallieder von Hausmann; für Flöte: Fantasie von Briccialdi. c) Instrumentalsoli: Clavierstück von Scartetti, Lieder ohne Worte von Mendelssohn-Bartholdy; Sonate für Piano und Violine (A moll) von Beethoven; Carneval von Benedig. — 3) An Gesangpiècen a) Arien von Mozart: „Come scoglio“, aus *Così fan tutte*; „Al desio“, aus *Figaro*; „Non mi dir“, aus *Don Juan*; Scene von Beethoven: Ah, perfido; Arie aus der Schöpfung von Haydn; ferner Arien von Persiani, Bériot, D. Nicolai, Mercadante. b) Lieder am Piano von Rob. Schumann und Hiller, und schottische Nationallieder. c) Mehrstimmiger Gesang: Psalm 123, von D. C. Loewe, und zwei Lieder von C. Böllner für vierstimmigen Männerchor.

Virtuosen hörten wir a) auf dem Piano: Frau D. Clara Schumann, Hr. Musikdirector Ferd. Hiller; b) auf der Violine: Hr. Concertmeister David und Hr. J. Joachim aus Leipzig, Hr. Léonard aus Brüssel; c) auf dem Violoncell: Hr. Hausmann aus London (?!); d) auf der Flöte: Hr. Heinemeier aus Hannover; e) im Gesange: die Damen Luczek und B. Walz aus Berlin, Palm-Spater und Garrigues von hier, Miss Dobby aus Leipzig — endlich die hiesige Liedertafel in den oben bezeichneten vierstimmigen Gesängen.

Etwaige weitere Betrachtungen knüpfen wir für diesmal nicht an dieses Repertoire; sie würden zu weit führen, sollten sie anders mehr als flüchtige Andeutungen enthalten. Ueberdies haben wir Fingerzeige für dieselben schon bei der Besprechung der einzelnen Concerte zu geben nicht unterlassen. Hoffen wir, daß auch das künftige Unternehmen die schwierige Aufgabe der gleichmäßigen Verbindung des Classischen mit dem Modernen, der größeren Ensembles mit den Solovorträgen, nach Kräften glücklich zu lösen sich angelegen sein lassen werde.

W. J. S. C.

Königl. Hoftheater.

Mittwoch, 6. Mai:

Der Liebestrank, kom. Oper in 2 Acten, Musik von Donizetti. — „Adine“, Fr. Luczek, k. pr. Kammerfängerin, als Gastrolle.

Als in dem ersten Abonnementconcerte des verflossenen Winters Fr. L. hier auftrat, fanden wir Gelegenheit, unser Urtheil über sie als Sängerin im Allgemeinen (in Nr. 98 ds. Bl. vom vor. J.) niederzulegen, und dabei die verdiente Anerkennung auszusprechen. Allerdings ist ein sehr bedeutender Unterschied zwischen den Leistungen einer dramatischen und denen einer Concertfängerin, selbst wenn viele der neuesten Componisten, namentlich der französischen und italienischen, diesen Unterschied gar nicht einmal zu kennen scheinen und ihre Opernpartien behandeln, als sollten sie im Concertsaale vorgetragen werden. Indes dürfen wir gleich von vorn herein beifällig zugestehen, daß Fr. L. diesen Unterschied nicht nur klar erkannt habe, sondern daß sie denselben auch praktisch zur Anschauung zu bringen wisse, und auf beiden Gebieten ihre wohlverdienten Triumphe zu feiern wohl berechtigt sei. Wir werden natürlich, obwohl wir früher oftmals die Künstlerin zu hören Gelegenheit hatten, jetzt nur Rücksicht auf die heutige Vorstellung nehmen, die Besprechung ihres ferneren Gastspiels, das dem Vernehmen nach sowohl Soubretten- als Bravourpartien (in *Robert dem Teufel*, den *Hugenotten*, dem *Figaro*, *Postillon* u. s. w.) umfassen wird, je nach den Umständen, einzelner kürzeren Referat oder einem umfassenden Rückblicke aufsparend.

Fr. L. ist jetzt unstreitig die erste deutsche Soubrette, die so selten, von ihr indes glücklich erreichte, gleich hohe Stufe in Gesanges- und Darstellungskunst berechtigt, zu diesem Ausspruche, der noch in der für dieses Rollenfach durchaus geeigneten äußeren Erscheinung eine nicht unbedeutende Stütze findet. Die jugendlich-frische, weiche, flüssige und doch kräftig ausgebende, klangvolle Stimme ist durch eine sehr gründliche und tüchtige Schule gebildet, so daß sie mit vollster Leichtigkeit allen Ansprüchen genügt, welche man an eine Gesangeskünstlerin heut zu Tage zu machen sich berechtigt halten darf. Nur ein Paar kleine Einzelheiten sind es, welche wir noch anders gewünscht hätten. Es ist uns da nämlich zunächst eine gewisse Ungleichheit in der Tonfarbe — fast scheint es, auch in der Tonbildung — der tiefsten Chorden (etwa klein b bis eingestrichen d oder es) im Verhältniß zu den höheren aufgefallen; jene haben, wir möchten sagen, den Klang einer männlichen Stimme, womit wir indes weder Härte noch ein überhaupt unangenehmes Element

bezeichnet haben wollen. Im Gegentheile sind diese Töne weich und klangvoll, und nur im Verhältniß zu den übrigen lassen sie die vollendete, immerhin sehr schwer zu erringende Gleichmäßigkeit der Färbung vermissen. Sodann machte sich in den höheren Regionen nicht selten eine Schärfe des Tons bemerklich, welche der Stimme an sich durchaus nicht eigenthümlich zu sein scheint, vielleicht durch äußere Umstände hervorgerufen ward und deshalb als vorübergehend anzusehen ist. Der etwas harte Ansaß des Trillers, wie er uns früher auffiel, war heute ganz verschwunden; dagegen ließ die Präcision desselben auf einzelnen Tonstufen zu wünschen übrig; er trat bisweilen, namentlich in der *catena di trillo*, nicht bestimmt und perlend genug hervor, während wir diese beiden Eigenschaften sonst vorzugsweise der Coloratur der Künstlerin nachrühmen müssen. Endlich — und das haben wir bei der heutigen Partie als einen Hauptmangel zu bezeichnen — war die Aussprache des Textes, abgesehen von der abweichenden Uebersetzung, welcher Fr. L. sich bediente (ein Uebelstand, der so häufig bei Gastspielen vorkommt) eine nicht selten ganz unverständliche. Ob wir das als einen bösen Zufall, veranlaßt vielleicht durch die ungewohnte Räumlichkeit, anzusehen haben — ob es eine fehlerhafte Eigenthümlichkeit der Künstlerin ist, darüber können erst die späteren Rollen definitiv entscheiden. — Alles Uebrige, sowohl in Betreff der Technik als der geistigen Färbung, der Charakteristik des Tons, und der dramatischen Haltung des Gesanges müssen wir als außerordentlich gelungen bezeichnen. Empfundener und inniger, dabei doch geschmackvoll und elegant, grazios und leicht, war der Gesamtvortrag; die Künstlerin gebietet mit vollster Sicherheit über ihre schönen Mittel, und das kann nie und nirgend seines wohlthuenden Eindrucks verfehlen.

Gesellt zu derartiger Gesangesleistung sich noch ein durchdachtes Spiel, dem man überall das Streben nach scharf ausgeprägter Charakterzeichnung anmerkt, und die lobenswerthe Absicht, die vom Librettoverfasser nur leicht und flüchtig hingeworfenen Conturen zu einem abgerundeten Ganzen zu verschmelzen — ein Spiel, das gewandt und leicht, neckisch-muthwillig und doch niemals die feine Grenzlinie der edeln Weiblichkeit überschreitend, auch in einfachen kleinen Zügen (wir erinnern an das linkische Zurückziehen der einen Hand, als Belcore bei seinem ersten Auftreten die andere ergreift) eine klare Auffassung, wie nicht minder das Vorhandensein der erforderlichen Mittel zur Gestaltung derselben bekundet (nur in ein Paar einzelnen Momenten hätten wir die Schalkhaftigkeit in der Fopperei Belcore's noch deutlicher markirt gewünscht): so ist der Beifall ohne Zweifel hinlänglich zu erklären, welcher hier in so reichem Maße der Künstlerin von dem im Ganzen nur schwach besetzten Hause zu Theil ward. Wenn wir die eigne freie Schöpferkraft bei der Darstellung vermissen und in derselben nur die Reproduktion erkann-

ten, die aber überall mit feinen Zügen vollen Verständnisses ausgestattet war, so ist das kein Tadel, der die Darstellerin, sondern die Partie selbst trifft, aus der sich eben ein wahrhaft dramatisches Gebilde nicht schaffen läßt. Weshalb aber diese „reiche Pächterin“ nun gerade immer in Seide gekleidet sein muß, will uns nicht recht einleuchten, obwohl Fr. L. Recht daran that, das Costum für den zweiten Act nicht zu wechseln, wie das von so manchen Darstellerinnen eines eiteln Prunkens mit reicher Toilette wegen geschieht: die Verlobung mit Belcore ist ja nur eine fingirte. In den Beifallsbezeugungen schließen wir uns diesmal gern dem Publikum an, sie waren — die Künstlerin bei jeder Nummer begleitend — wohlverdient, und der Hervorruf nach jedem Acte eine passende Anerkennung. Den Hervorruf bei offener Scene lieben wir eben so wenig als das Tacapobegehren einzelner Nummern; es mag recht gut gemeint sein, aber alle Illusion wird dadurch gestört, namentlich wenn dasselbe ein so verunglücktes ist, wie heute im zweiten Acte nach dem Duett zwischen Adina und Dulcamara (Fr. Käder). Die Sängerin gab dem Wunsche des Publikums nach, was sich hier auch nicht umgehen ließ, aber Fr. Käder eben so wenig als das Orchester vermochte sich auf dem Punkte der Reprise zurecht zu finden, weil der Dirigent, Fr. Mus.-Dir. Röckel, sich durchaus nicht in der Partitur zu finden vermochte und bis zum Schluß der Wiederholung darin herumblättert. Da sang nun Fr. Tuczek bald ganz allein, bald trat eine Violine, ein Horn, ein Bass hinzu, bis eine wohlthätige Fermate dieser heillosen Confusion endlich ein Ende machte: so etwas ist uns denn doch noch nicht vorgekommen. Freilich wenn der Dirigent bei solchen Gelegenheiten tact- und rathlos ist (ein so völlig confuses Tactschlagen, wie es heute z. B. Fr. M.-D. Röckel wieder in dem Duett zwischen Adina und Memorino im ersten Tacte verführte, haben wir bisher auch noch niemals erlebt), wo soll da die Sicherheit und Präcision im Orchester herkommen! Ein ergötzliches Intermezzo bereitete ein auswärtiger Insasse der Fremdenloge, welcher sich nicht nur im Applaudiren weiblich abstrapazirte, sondern auch Blumen und Blätter aller Arten, Körbe voll, bei jeder Gelegenheit mit unermüdlicher Geschäftigkeit auf die Scene warf; die rechte Seite der Bühne war davon förmlich überdeckt, und wir hätten gewünscht, Fr. Käder hätte sein Ross dort auf Grasung führen lassen: satt wäre es unstreitig geworden. Wir gönnen Jedem sein Privatvergnügen, billig oder kostspielig, nach eigener Wahl; können indeß in solchem öffentlichen Gebahren nur eine suffisante Eitelkeit und Blasirtheit erkennen, die um jeden Preis die Aufmerksamkeit auf sich lenken will, keineswegs ein wahrhaftiges, lebendiges Gefühl für die Kunst, und freuen uns aufrichtig, daß diese Unsitte bei uns noch nicht eingebürgert ist. Eine Künstlerin, wie Fr. L., bedarf solcher Anerkennungsversuche nicht; sie können ihr nur unangenehm sein, da durch derartige

Extravaganzen leicht eine Opposition im Publikum erzeugt wird, wie denn der nochmals versuchte Hervor- ruf nach dem oben bezeichneten Duett wirklich eine solche fand, und ohne irgendwie der Künstlerin zu gelten, folgerecht finden mußte. Die scheinbar wärmsten Freunde sind oft unwissend die ärgsten Feinde! —

Ueber die sonstige Darstellung ist nicht viel zu sagen; sie befriedigte keineswegs, wie wir das leider, in letzter Zeit wiederholt von unsern Opernvorstellungen haben aussprechen müssen, und wenn auch ein großer Theil, doch nicht die ganze Schuld ist hier dem Dirigenten beizumessen. Daß die Partie des Belcore bald den Händen Hrn. Wächter's entnommen wird, ist Zeit — es fehlen ihm alle Requisiten dazu. Hr. Biel- c z i z k y sang heute den Memorino besser, als wir seit längerer Zeit eine Partie von ihm gehört; sein Spiel freilich ließ Manches zu wünschen übrig, und die Aus- sprache war total unverständlich. Ueber Hrn. Käder dürfen wir mit Anerkennung berichten, daß er heute in lange nicht erlebter Weise vor dem wahrhaft widerli- chen Uebertreiben sich hütete, ohne doch an Frische der Laune irgendwie verloren zu haben; er ward — es war sein erstes Auftreten nach Beendigung seines Urlaubs — vom Publikum empfangen. Mad. Käder (Jeannette) — doch wozu über diese Dame noch ein Wort verliere- ren; sie leistet nichts auf der Bühne und wird nie et- was leisten, ist selbst für solche ganz untergeordnete Parteen unbrauchbar. Die Chöre waren befriedigend, aber ob bei den Worten: „Mir ein Fläschchen, hurtig“ (zweites Finale), die Chormitglieder wie angenagelt auf einem Flecke stehen bleiben müssen? — doch das sind Regiesünden, die aber wohl getilgt werden könnten, zu- mal da das mit leichter Mühe geschehen sein würde.

Sonnabend, den 9. Mai:

Die Regimentstochter, kom. Oper in 2 Acten,
Musik von Donizetti. „Marie“, Fräulein
Luczek.

Es bietet sich hier die schönste Gelegenheit zu den umfassendsten Vergleichen dar, wenn wir diese Ge- legenheit nur benutzen möchten. Aber wir lieben Ver- gleichungen auf dem Gebiete der Musik und des Drama nicht, weil ihnen stets die sichere Basis, der völlig gleiche Ausgangspunkt mangelt, und demnach in einem auf sie gebauten, oder wenigstens durch sie motivirten Urtheil Schiefheit und Halbheit, also Unbilligkeit, wenn nicht gar Ungerechtigkeit geradehin unvermeidlich ist. Man kann wohl mit vollster individueller Berechtigung sagen: „Dieser oder jener Künstler, diese oder jene Darstellerin hat in irgend einer Partie mich am meisten angesprochen“ — aber das ist eine subjective Meinung,

kein kritisches Urtheil. Denn so wahr es ist, daß der darstellende Künstler sich so weit als irgend thunlich seiner Subjectivität entäußern und vollkommen objectiv den vom Dichter hingestellten Charakter als solchen re- produciren soll — einen so großen Mangel es bezeich- net, wenn man von einem Darsteller sagen muß: er spiele stets nur sich selbst, wenn auch in anderer Ver- kappung: so wird doch nothwendig und unausweichlich auch bei möglichster Objectivirung die geistige Indivi- dualität des darstellenden Künstlers ihr Recht behaup- ten, und das um so mehr, je frischere und kräftigere eigne Schöpferkraft ihm innewohnt. Es wäre ja sonst eine verschiedene Darstellung einzelner Charaktere gera- dehin unmöglich, wir hätten nur Schablonenfiguren auf der Bühne; nur freilich darf diese Art von Indi- vidualisirung der Rolle nicht so weit gehen, wie dies an einer der gefeiertesten Sängern der Gegenwart sich ausgeprägt hat und selbst von einer befangenen Kritik in unbegreiflicher Condescendenz als genial be- zeichnet worden ist — jene Individualisirung darf nicht so weit gehen, daß der Charakter der Rolle zum we- sentlosen Nichts herabsinkt, und nur das, wenn immer- hin schöne und bestechende Naturell des Darstellers an ihre Stelle tritt. Da wäre denn doch jede dichte- rische oder musikalische Charakteristik ein hohler Schall. Es giebt aber der Rollen nicht wenige, in denen der Dichter den Charakter nicht mit vollster Klarheit und Bestimmtheit hingestellt — Rollen, die je nachdem das eine oder andere Moment in ihnen zur Basis genom- men wird, eine durchaus heterogene Charakterfärbung geradehin bedingen. Wir können das hier nicht weiter ausführen. Daß aber gerade auf die „Marie“ in der Regimentstochter die oben ausgesprochene Ansicht ihre vollste Anwendung leidet, brauchen wir wohl eben nur anzudeuten. — Frä. Luczek gab uns hier ein sehr sauber angelegtes und durchgeführtes Charakterbild; die goldene Mittelstraße zartfühlender, edler Weiblich- keit bewahrend, die auch in der naiven Reckheit, welche die Verhältnisse bedingen, nirgend die feine Grenzlinie überschreitet, hielt sie sich eben so fern vom Kokettiren mit der Marktendergemeinheit, wie von der Pruderie und gezierten Affectirtheit, welche der frischen, über- sprudelnden Laune der Regimentstochter sich schämt. Dieses Gefühl, warme Begeisterung und natürlich un- gebundene Lebenslust trat gleichmäßig und im schönen Verein mit jener innern Decenz hervor, die dem edlen Weibe angeboren ist; sie gab ein sehr anmuthiges, in die feinsten Details hinein consequent durchgeführtes Bild ihrer Partie und wußte, durch einige kleine Ver- änderungen des hier bisher üblichen scenischen Arran- gements, ein so lebenswarmes, durch und durch beleb- tes Ganze herzustellen, daß sie als Muster in dieser Rolle dienen kann: so wird die Regimentstochter wirk- lich lebenswürdig, so die unbedingte Beherrschung ei- nes ganzen Grenadierregiments durch den stillen, un- widerstehlichen Zauber einer kräftigen weiblichen Natur,

ohne die widerlichen Verzerrungen der Emancipationswuth, erklärlich. Der seelenvolle innige Klang ihrer Stimme, die Leichtigkeit in der vollkommenen Beherrschung derselben unterstützte diese Wirkung, obwohl die Künstlerin heute nicht so gut disponirt erschien, als in ihrer ersten Gastrolle. Einige eingestreute Fiorituren mit halber Stimme — warum verschmähete sie diese in der Darstellung der Adina? — zeigten, wie sie auch hierin einen Reiz zu entfalten vermag, der ihr leicht die Herzen gewinnt. Die Aussprache des Textes war heute etwas deutlicher, nur mag die Sängerin vor einer zu scharfen Accentuation des gestoßenen e sich hüten, die heute einigemal bemerklich ward (z. B. Wehltst. Welt). Was wir indes heute als ungenügend zu bezeichnen haben, ist der Dialog — er ward zu monoton gesprochen, und fast schien es, als achte die Künstlerin nicht auf denselben, wünsche ihn möglichst schnell beseitigt zu sehen: eigentlich charakteristische Färbung desselben war an vielen Stellen gar nicht wahrzunehmen. Auch fiel hier die Aussprache r in der Kehle auf. — Das war denn auch bei Hrn. Wielecizky (Tonio) der Fall, der die Partie heute bei weitem besser sang, als Hr. Schloß, den wir neulich darin gehört, aber abgesehen von einem wenig gewandten Spiele, den Dialog namentlich durch falsche Pronunciation der Vocale (u statt o, o statt a u. dgl. m.) für das feinere Ohr wehethuend entstellte. Hr. Wächter (Sulpiz) schien sich darauf capricirt zu haben, durch Ueberstürzen und in den Bart Murneln alles Gesprochene möglichst undeutlich hervorzubringen; in Gesang und Spiel hatte er einige recht gute Momente. Die Unebenheit beim Beginn des Trio: „Endlich sind wir vereint“ (2. Act) wollen wir nicht weiter urgiren. Die Darstellung war eine, wie es schien, durch die Einwirkung der Gastdarstellerin gehobene und belebtere; auch Chöre und Orchester befriedigten, namentlich haben wir das Solo für englisch Horn vor dem Lebehoch Mariens im ersten Finale, von Hrn. Kammermusikus Liebendahl schön geblasen, hervorzuheben. Aber die Trompetensoli in der Ouvertüre! das sind wir nicht gewohnt.

Der Beifall für Fräul. Luczek war ein lebhafter und wie der mehrmalige Hervorruf ein wohlverdienter. Auch die Blumen Spenden fehlten wieder nicht; sie schienen aus derselben Quelle zu stammen, nur daß die Abgesandten (wir haben wohl ein Recht, den heutigen Blumenwerfer nebst seiner Begleiterin, deren ganzer Habitus an Hausknecht und Stubenmädchen gemahnte — in der Fremdenloge des zweiten Ranges! — so zu bezeichnen) nicht so viel zu werfen wagten, vielleicht durch die offenen Zeichen der Mißbilligung dieser forcirten Demonstration etwas eingeschüchtert. Wir hörten in unserer Nähe von „bestellten Glaqueurs“ u. dgl. reden, und so fest wir überzeugt sind, daß Fräul. Luczek derartige Manöver verschmäh, so möchten wir doch jenem enragirten Enthusiasten zu bedenken geben, daß er durch solches Verfahren der Eitelkeit wohl fröhnen kann, der Künstlerin aber ohne Zweifel empfindlichen Nachtheil zufügt.

W. J. S. C.

Repertoire.

Mai 4. Der Reisewagen. (Neu einstudirt.) — 6. Der Liebestrank. Oper. Adina — Fräul. Luczek, k. preuß. Kammerfängerin, als Gast. (S. oben.) — 7. Ein Zaubermährchen. — Das Landhaus an der Peerstraße. — 8. Scene aus Semiramide, von Rossini, gesungen von Signora Marietta Albani aus Mailand. — Jeanne und Jeanneton. — Scene mit Chor aus L'Italienne in Algeri, von Rossini, gesungen von Signora Marietta Albani. — Ein Herr und eine Dame. — Scene aus Lucrezia Borgia, von Donizetti, gesungen von Signora Marietta Albani. — 9. Die Regimentstochter. Oper. Marie — Fräul. Luczek, als Gast. (S. oben.) — 10. Die verwunschene Prinzessin. — 11. Der Freischütz. Oper.

Genilleton.

In der „Frankfurter kaiserlichen Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“ vom Jahre 1797 befindet sich nachstehender, von dem Bürgermeisteramt der weiland freien Reichsstadt Nürnberg unterm 15. August 1797 erlassener

Steckbrief: „Es ist eine gewisse Operistin, Namens Catharina Schröfl, mit ihrem Amanten, dem Schauspieler Petribi, welche sich Beide bei hier anwesender unter hochgräflich v. Fuggerischer Intendance stehender

Augsburger deutschen Schauspieler-Gesellschaft laut eines von ihnen eigenhändig unterzeichneten Contracts, d. d. 24. April d. J., und zwar sie Schröfl als erste Sängerin, und er Petriwi als zweiter Tenorist, auf ein Jahr engagirt haben, ohngeachtet ihrer ansehnlichen, allwöchentlich richtig erhaltenen Gage, mit einem an die Direction noch über dieses schuldenden, sehr beträchtlichen Geldvorschuss-Restes in den jüngst verwichenen Tagen von hier heimlicher und boshafter Weise entwichen und haben durch diese böstliche Entweichung die Direction in nicht geringen Schaden verfest. — Es werden daher jede Ortsobrigkeit, in subsidium Juris et sub oblatione reciproci in similibus, geziemend ersucht, die entwichene Madame oder Demoiselle Schröfl, wie sie sich zu nennen belieben wird, welche groß und stark von Person, dann an ihren schwarzen Haaren und großem Mund kennbar, gleichwie ihr Verführer Petriwi, ein Tyroler von Geburt, der von starkem langem Wuchs, auch an seinen braunen Haaren und stets gesätterten Waden, wie nicht minder an seiner Landesprache, welche er stark durch die Nase spricht, zu erkennen ist, auf betretenden Fall sogleich arretiren und sofort, gegen Erstattung der Kosten, ohne Weiteres durch eine sichere Gelegenheit anhero einliefern zu lassen.

Der Autor aller Autoren ist die Zeit, wie der beste Recensent; die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit und nicht der Autorität oder journalistischen Wissens — und die Weisheit eher bei Mutter Natur zu finden als in Büchern.

Der junge dänische Gesandte v. Rosenkrantz erschien einst vor Cromwell, der ihn spottend fragte: „Hat Ihr König noch mehr solche frühreife Genies? Sie haben ja kaum einen Bart?“ — Der junge Mann, seiner Würde eingedenk, antwortete stolz: „Mein Bart ist doch um Vieles älter, als Ihre Republik.“

Ein Repräsentant befand sich einst an der Tafel des Ministers des Innern; dieser nöthigte ihn freundlich, es sich schmecken zu lassen. „Ew. Excellenz,“ entgegnete der Gast, „mein Minister des Innern (Magen) taugt nichts.“

Heinrich VIII., König von England, sah mit aller Strenge darauf, daß das Cölibat der Priester beachtet werde. Ein Priester tröstete sich darüber mit den Worten: „Man kann uns die Weiber nehmen, aber den Weibern doch nicht die Priester.“ — Leider ein wahres Wort!

Der Kriegsminister Louvois sagte einst an Ludwig's XIV. Tafel im Beisein des Schweizergardengenerals Stuppa: „Hätten wir das Gold und Silber, das Frankreich schon der Schweiz gezahlt hat,

man könnte die Straße von Paris nach Basel mit Louisd'or pflastern.“ — „Wohl,“ erwiderte Stuppa, „und mit dem Schweizerblute, das für Frankreich vergossen wurde, könnte man einen schiffbaren Kanal von Basel nach Paris machen.“

Heinrich IV., König von Frankreich, wurde einst wegen einer geheimen Expedition um das Nähere gefragt; er fragte seinerseits: „Könnt Ihr schweigen?“ — „O gewiß, Euer Majestät!“ — „Nun, ich auch!“ gab der König zur Antwort.

Die Kriegsunternehmungen im Kaukasus sollen dem russischen Kaiser seit Antritt seiner Regierung gegen hundert Millionen Silberrubel kosten — und doch ist noch nichts gewonnen!

In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris wurde ein Bericht der Missionäre in China vorgelesen, der sehr interessante Aufschlüsse enthält. Diesen Mittheilungen zufolge versteht kein Volk der Erde das Bohren von Brunnen besser, als das chinesische. Auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume beläuft sich die Zahl der nicht selten 2500 bis 3000 Fuß tiefen Brunnen auf 10,000. Die Art und Weise, diese Brunnen zu graben, ist in Europa noch unbekannt. Einige derselben werfen stark mit Salz geschwängertes Wasser aus, andere setzen ein dickes, harziges Del ab, noch andere, die in große im Brand befindliche Steinkohlenlager gründen, strömen immerwährend brennendes Gas aus, weshalb ihnen die Chinesen den Namen Feuerbrunnen gegeben haben.

Ein Schauspieler, der von einer Parterrekabale oft ausgepiffen wurde, schaffte sich endlich in der Rolle eines geadelten Kaufmanns Ruhe, indem er, da gerade wieder gepiffen wurde, den Haushofmeister stark schüttelte: „Schurke! wie kannst Du immer im Hause so ruhig pfeifen hören, ohne für Mattenpulver zu sorgen?“

Friedrich II. wollte das Geld für die Seelenmessen, die immer noch für die Herzöge von Cleve fortgelesen wurden, besser anwenden. Er fragte daher den Guardian: „Wann werden denn nun meine Bettern aus dem Fegefeuer losgebetet sein?“ — „Eure Majestät,“ antwortete der listige Mönch, „werden sofort eine Staffette erhalten, sobald ich gewisse Nachrichten darüber habe.“ Der König ging lachend weiter und sagte: „Der Mensch hat sicher bei den Jesuiten studirt!“

„Warum läßt Du die armen Soldaten so prügeln?“ fragte ein Knabe einen Obersten. — „Weil sie es nicht recht machen.“ — „Hast Du auch schon Prügel bekommen?“ — „Offiziere, mein Sohn, bekommen

keine Prügel.“ — „Machen denn Die Alles recht?“ — Der Oberst zog sich beschämt zurück vor dem Knaben.

Der allmächtige französische Minister Mazarin pflegte bei neuen Staatlasten zu fragen: „Content-ils?“ — „Ils chantent, Monseigneur.“ — „Eh bien, s'ils content, ils payeront.“

„Da hast Du wieder was Schönes gekauft!“ sagte eine Frau spottend zu ihrem Manne; „Du wählst doch stets das Schlechteste!“ — „Ja wohl, meine Liebe,“ antwortete er trocken, „mit Dir habe ich ja den Anfang gemacht.“

Der Vicar Whiston war sehr wißig und von trefflichem Charakter. Einst fragte ihn die Königin Elisabeth, was man von ihr spreche. „Sie plauderten zu viel in der Kirche.“ — „Nun ja, aber ich werde mich künftig bessern; nun weiter, lieber Whiston.“ — „Wenn Ihre Majestät diesen Fehler abgelegt haben, werde ich auf andere kommen.“

Ein Reichsgraf hatte die Eigenheit, sich, wenn er in seinen Forsten einen Holzdieb entdeckte, sogleich zu verstecken, um ihn in seiner Arbeit nicht zu stören. — Sein Anverwandter beklagte sich einst über die Wilddiebe; lakonisch gab der Graf ihm zur Antwort: „Wo kein Wild ist, da giebt es auch keine Wilddiebe.“

Thomas Morus endete sein Leben auf dem Blutgerüste. Als er bereits sein Haupt auf den Block gelegt hatte, um den Todesstreich zu empfangen, legte er noch seinen langen Bart seitwärts mit den Worten: „Mein Bart soll nicht büßen, der ist unschuldig!“

Kaiser Karl V. ließ einst die Straßburger Abgeordneten hart an, weil sie die Liebfrauenbrüder (ein geistlicher Orden) aus ihrer Stadt gejagt hatten. Einer der Abgeordneten nahm das Wort: „So lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, duldeten wir sie; als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen, als sie fortzujagen.“ — Der Kaiser lachte herzlich und verzieh ihnen.

New-York hat 213 Kirchen für 16 Confessionen, als: 40 Methodistenbethäuser, 38 englisch-bischöfliche Kirchen, 32 presbyterianische, 20 Baptistenkirchen, 20 römisch-katholische, 18 holländisch-reformirte, 5 lutherische, 9 Synagogen, 5 Congregationistenkirchen, 4 Bet-

häuser der Quäker, 3 reformirte Presbyterianer-, 3 associirte Presbyterianer-, 2 associirte reformirte Presbyterianer-, 2 Unitarier-, 2 Swedenborgianerkirchen und 1 Herrnhuterkirche.

Das Herzogthum Braunschweig mit 252,000 Einwohnern zählt 2000 Beamte, ungerechnet der Prediger, Schullehrer, städtischen Beamten und angestellten Schreiber. Oestreich mit 34 Mill. Einw. hat nur 160,000 Beamte von allen Gattungen.

Im „Bernischen Anzeiger“ stand kürzlich folgende erbauliche Bekanntmachung: „Sonntag, den 26. April, wird Nachmittags in der Wirthschaft im Toffenholz bei Belp ein Jesuitenbild füsiliert werden, wozu ein Bilet, zwei Halstücher, eine Tabakspfeife und ein Nasentuch als Prämien ertheilt werden. Die Liebhaber und Zuschauer werden freundlichst eingeladen.“ — Ungeheurer Fortschritt!

Zur 200jährigen Geburtstagsfeier Leibniz's, die auf den 3. Juli d. J. fällt, will man in Leipzig, der Vaterstadt dieses verdienstvollen Mannes, ihm ein Denkmal errichten, wozu der Stadtrath bereits 1000 Thlr. bewilligt hat; man ist jedoch noch nicht einig, ob es im Rosenthal oder auf dem Augustusplage aufgestellt werden soll.

Der König von Dänemark hat kürzlich den Vätern der Gesellschaft Jesu zu Rom eine große Freude gemacht, indem er ihnen für die im Jahre 1844 gemachte Entdeckung eines neuen Kometen eine werthvolle goldene Preismedaille mit einem sehr gnädigen Schreiben zusendete.

In der Erzgießerei zu München wurde vor Kurzem die Statue des Königs Karl Johann von Schweden gegossen, welche im Laufe dieses Sommers an dem Orte ihrer Bestimmung, Norrköping, aufgestellt werden soll. Der Guß soll vollkommen gelungen sein.

Bei einer Versammlung der Dissidenten zu Villarzel im Canton Waadt bediente sich der Pöbel der Gemeindefeuerspritze, um sie auseinander zu treiben. Auf Befragen, wer den Ruhestörern die Schlüssel zur Spritze eingehändigt habe, ward die Antwort, daß man ihn erhalten habe unter der Bedingung, sich der Spritze recht weidlich zu bedienen. — Auch ein Proßchen christlicher Duldsamkeit.

25.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.